

Inhaltsverzeichnis

Hauptkapitel

- 1. Einleitung – Die Stadt atmet Schatten**
- 2. Der Algorithmus der Flucht**
- 3. Die Nacht frisst Farben**
- 4. Der Geschmack von Rauch und Entscheidungen**
- 5. Ein Hauch von Revolution**
- 6. Engel der Nacht**
- 7. Das heilige Stück Vinyl**
- 8. Tron**
- 9. Macht durch Abhängigkeit**
- 10. Taube Ohren**
- 11. Der luftleere Raum**
- 12. Der Moment der Flucht**
- 13. Kalte Katze**
- 14. Brumat**
- 15. Ein Ausflug nach Moabit**
- 16. Eine Nacht am Alex**

Zusätzliche Abschnitte

- 17. Epilog: Räuberpistole? Nein, danke!**
- 18. Nachwort: Die Kunst des Lamentierens**
- 19. Letzte Worte: Normalkonstante**
- 20. Anmerkung des Autors zum Lesealter und Buchintention**
- 21. Schlusswort: Erinnern heißt Verantwortung übernehmen**

Jimmy Small – Ein Leben zwischen Licht und Schatten

Kapitel 1: Einleitung – Die Stadt atmet Schatten

Die Kamera klickte, ein leises, mechanisches Geräusch, das sich in die Geräuschkulisse der Stadt mischte. Neonlichter flackerten unruhig über den Gehweg, während Regentropfen von metallenen Vordächern auf den nassen Asphalt schlugen. Der Himmel hing schwer und grau über den Straßen, die vom flirrenden Licht der Reklametafeln durchzogen waren.

Ein dumpfes Wummern drang durch eine rostige Tür an einer dunklen Straßenecke, der tiefe Bass eines Clubs, der sich durch die Wände fraß und mit dem Nieselregen verschmolz. Jimmy zog seinen Hoodie tiefer ins Gesicht, ließ den Kopf leicht gesenkt, während seine Finger unbewusst den kleinen USB-Stick in seiner Jackentasche umklammerten. Das Metall war kühl und glatt, eine beruhigende Konstante in einer Nacht, die sich zunehmend instabil anfühlte.

Er bewegte sich mit der Menge, passte sich dem Rhythmus der Stadt an, wurde Teil des rastlosen Stroms aus Menschen, die in alle Richtungen eilten, als gäbe es einen unsichtbaren Takt, dem sie folgten. Niemand sah einander wirklich an. Die Anonymität beruhigte ihn – zumindest für den Moment.

Er wusste, dass sie ihn suchten. Nicht die Menschen um ihn herum, sondern die Algorithmen, die längst gelernt hatten, Gesichter zu lesen, Muster zu erkennen, Bewegungen zu analysieren. Maschinen jagten mit einer Effizienz, gegen die man kaum ankommen konnte. Aber Jimmy wusste, wie man zwischen den Lücken verschwand. Zumindest hatte er das gedacht.

Der Regen ließ die Stadt weicher erscheinen. Spiegelungen zogen verzerrte Linien auf den nassen Straßen, als wären sie Überreste einer anderen Realität. Jimmy blieb kurz an einer Scheibe stehen und betrachtete sein Spiegelbild. Müde Augen, dunkle Schatten darunter, aber noch immer dieses Flackern – ein Funke, den er sich bewahren musste.

Eine Nacht aus der Vergangenheit

Es war Dezember 2004, eine weitere durchwachte Nacht, an die er sich lange erinnern würde.

Damals glaubten die meisten Menschen noch an die Freiheit des Internets. E-Mails wurden unverschlüsselt verschickt, Privatsphäre galt als selbstverständlich. Doch Jimmy hatte hinter die Fassade geblickt, die dunklen Ecken des Netzes durchforstet, die Lücken im System gefunden, durch die Informationen sickerten, bevor sie von Unternehmen und Staaten aufgesogen wurden.

Er saß in seinem Zimmer, das einzige Licht kam vom Bildschirm. Die Tasten klickten unter seinen Fingern, ein endloser Strom aus Befehlen, Algorithmen, verschlüsselten

Nachrichten. Eine Art Tanz, ein unsichtbares Duell zwischen ihm und den Maschinen. Dann, nach stundenlangem Probieren, geschah es.

Ein Tastenклик. Eine Verbindung.

Object: Bass Source Stream, msg: Connection succeeded.

Für einen Moment fühlte er sich unbesiegbar. Er war drinnen. Aber das System erkannte ihn. Die Tür schlug zu. In diesem Augenblick wusste er: Das würde er nie wieder schaffen.

Ein Echo, das sich nicht mehr wiederholen würde. Ein Datenstrom, der in dem Moment, in dem er ihn berührt hatte, zu einem Geist geworden war.

Dann kam die Stille.

Kein Geräusch. Keine Gedanken. Nur Leere.

Zurück in der Gegenwart

Jimmy blinzelte und kehrte ins Hier und Jetzt zurück.

Das Café war fast leer, nur das Brummen der Kaffeemaschine und das entfernte Murmeln einer Nachrichtensendung störten die Stille. Der abgestandene Geruch von Kaffee und Rauch hing in der Luft. Der Kellner warf ihm einen kurzen Blick zu, sagte aber nichts.

Jimmy nahm einen Schluck von dem bitteren, zu heißen Filterkaffee. In einer Ecke flackerte ein Fernseher. Polierte Panik, professionell inszeniert. Die Welt zerbrach, aber tat es mit Stil.

Seine Hände tippten schnell über die Tastatur. Verschlüsselte Nachrichten, digitale Spuren, verschleierte Identitäten. Sie nannten ihn paranoid, aber es waren die anderen, die mit gesenkten Köpfen und lächelnden Emojis durchs Leben taumelten. Sie sahen nicht, was er sah. Sie hörten nicht, was er hörte.

Draußen brüllte ein Motor auf. Jimmy zuckte nicht einmal. Er betrachtete die schwarze Oberfläche seines Kaffees, als könnte er darin eine Antwort finden. Irgendwo in der Ferne heulte eine Sirene. Ein Schrei, zu weit weg, um wichtig zu sein.

Er wusste, dass es Zeit war weiterzuziehen. Der Regen hatte nachgelassen, aber die Kälte blieb. Sie kroch in seine Knochen, wie die Erinnerung an all die Orte, an denen er nicht bleiben konnte.

Er zahlte bar. Immer bar. Der USB-Stick drückte noch immer in seiner Jackentasche – ein kleiner, silberner Schlüssel zu einem Schloss, das längst ausgetauscht worden war.

Draußen in der Nacht war die Stadt ein endloses Labyrinth aus Schatten und flackerndem Licht.

Jimmy tauchte unter.

Kapitel 2: Der Algorithmus der Flucht

Die Nacht lastete schwer auf ihm. Nicht nur wegen der Müdigkeit, sondern wegen der Erinnerungen, die sich wie ein defektes Skript in einer Endlosschleife wiederholten. Eine dunkle Straße, ein flackerndes Licht, ein Geräusch hinter ihm – immer ein Schritt zu spät, immer ein Schatten zu nah.

Seine Finger flogen über die Tastatur. Befehle, Sequenzen, Codes – eine Sprache, die er verstand, seit er als Kind zum ersten Mal ein Terminal öffnete und begriff, dass sich hinter jedem Befehl eine Tür verbarg, die nur darauf wartete, geöffnet zu werden.

Jimmy hielt inne. Sein Atem war flach, kontrolliert. In der Dunkelheit des Motelzimmers schien die Zeit für einen Moment stillzustehen. Der Raum roch nach altem Rauch und billigem Desinfektionsmittel. Das flackernde Licht summt leise. Auf dem Bildschirm vor ihm blinkte der Cursor. Noch eine Chance. Eine letzte Tür.

Bass Source Stream. Connection succeeded.

Damals bedeutete es alles. Heute war es anders. Die Türen schlossen sich vor ihm, eine nach der anderen.

Ein Klopfen ließ ihn erstarren. Dumpf, dann lauter. Keine höfliche Geste – eine Drohung. Weihnachten 2004.

Die Stadt lag still unter einer schweren Schneedecke. In einer anderen Realität hingen funkelnde Lichter in den Fenstern, Weihnachtslieder tönnten aus übersteuerten Radios. Aber für Jimmy gab es nur den Schein des Bildschirms vor ihm, die Klicks der Tastatur, das Adrenalin eines Moments, der nie wiederkehren würde.

Es war ein fragiler Zugriffspunkt, instabil und riskant. Doch dann, nach stundenlangem Probieren, der perfekten Anpassung des Codes, tauchte die Nachricht auf dem Bildschirm auf:

„Object: Bass Source Stream, msg: Connection succeeded.“

Ein Moment purer Euphorie – und dann der Absturz. Die Tür schlug zu. Das System hatte ihn erkannt. Was er gesehen hatte, verschwand. Seine Spur wurde gelöscht – oder schlimmer: markiert.

Das Klopfen wurde lauter. Zurück in der Gegenwart.

Jetzt kein Zögern mehr. Keine Erinnerung. Nur Flucht.

Jimmy atmete tief durch, zwang sich, den Puls zu beruhigen. Er griff in seinen Rucksack und zog den abgenutzten USB-Stick heraus – seinen letzten digitalen Schlüssel. Dann hörte er es. Ein leises Klicken. Kein Klopfen mehr. Ein Dietrich.

Keine Zeit mehr.

In einer einzigen Bewegung schnappte er sich den Laptop, riss das Fenster auf und trat in die eisige Nacht hinaus. Unter ihm ein rostiger Metallsteg, rutschig vom Regen. Keine perfekte Flucht, aber Anpassung war der Schlüssel zum Überleben.

Die Tür flog auf. Eine dunkle Gestalt stürmte ins Zimmer. Jimmy sah sie nicht mehr – er war bereits auf dem Weg nach unten.

Unten in der Gasse.

Scheinwerfer flackerten durch die Nacht. Stimmen hallten zwischen den Wänden wider. Jimmy duckte sich hinter einen Müllcontainer, zog tief die Kapuze über den Kopf. Die Zeit stand still. Sein Herzschlag dröhnte in seinen Ohren.

Er schob den Laptop zur Seite, griff nach seinem Rucksack. Eine zerknitterte Karte, falsche Ausweise, ein paar gestohlene Kreditkarten. Und der Stick. Sein einziger Ausweg.

Klopf. Klopf. Dann ein drittes Mal – fester, fordernder.

Er wusste, dass es nicht nur auf Geschwindigkeit ankam. Sondern auf den nächsten Schritt. Also tat er das Einzige, was blieb: Er sprang auf, riss das Fenster weiter auf und kletterte hinaus.

Sein Fuß fand Halt auf dem Sims. Der Regen machte alles rutschig. Stimmen hinter ihm, ein dumpfer Schlag gegen die Tür.

Er durfte nicht zurücksehen.

Nicht jetzt.

Der Algorithmus der Flucht hatte begonnen.

Jimmys Hände klammern sich an die rostige Feuerleiter. Der Regen hat das Metall rutschig gemacht, seine Schuhe finden kaum Halt. Unter ihm hallt das Scheppern der eintretenden Tür durch die enge Gasse. Stimmen, gedämpft, hektisch. Sie sind hier.

Er zieht sich nach oben, atmet flach, kontrolliert. Jeder Laut könnte ihn verraten. Eine Bewegung zu viel, ein falscher Tritt, und er landet genau dort, wo sie ihn haben wollen.

Der Algorithmus seines Lebens läuft in Schleifen. Flucht. Verstecken. Angreifen. Wieder Flucht. Kein statischer Code, sondern ein dynamisches Skript, das sich anpasst, entwickelt – immer einen Schritt voraus, bis er es nicht mehr ist.

Oben angekommen, kriecht er auf das Dach eines verfallenen Lagerhauses. Glassplitter knirschen unter den Knien. Der Wind pfeift durch die aufgebrochenen Fensterrahmen, irgendwo flattert eine alte Plane wie das fahle Echo einer vergessenen Existenz. Jimmys Blick wandert über das endlose Meer aus Neonlichtern, verdreckten Fassaden, plätschernden Gassen. Die Stadt pulsiert, lebt in einer Taktung, die er verstehen kann.

Seine Muskeln zittern von der Anstrengung. Er lehnt sich an einen alten Lüftungsschacht, presst eine Hand an seine Rippen. Kein Schmerz, aber das Adrenalin flutet seine Sinne.

Als er unten in der Gasse angekommen war, zog sich die Dunkelheit enger um ihn zusammen. Die schmalen Häuserschluchten warfen tiefe Schatten, in denen sich die Silhouetten verzerrten, während sich das schwache Licht der wenigen Laternen auf den nassen Pflastersteinen spiegelte. Der Regen war bereits abgeflaut, aber die Luft roch noch feucht, durchzogen vom Geruch nach altem Beton, Müll und einer Spur von abgestandenem Rauch, der irgendwo aus einem offenen Fenster trieb.

Jimmy presste sich eng an die kalte Ziegelwand eines Lagerhauses und zwang sich zur Ruhe. Seine Finger fühlten sich klamm an, das Adrenalin pulsierte leise durch seine Adern, doch er wusste, dass jeder unbedachte Schritt ihn verraten konnte. Es gab keine Geräusche außer dem entfernten Rattern einer Bahn und dem gelegentlichen Tropfen von Regenwasser, das aus den überhängenden Dächern auf den Asphalt fiel. Und dann hörte er es.

Zwei Männer bewegten sich durch die Gasse. Ihre Schritte waren nicht hastig, nicht suchend, sondern kontrolliert und zielgerichtet. Jimmy konnte sie nicht sehen, aber er wusste, dass sie da waren. Ihre Anwesenheit war wie ein elektrisches Kribbeln in der Luft, ein feines Vibrieren, das sich durch den engen Raum zog. Dann fiel eine Stimme.

„Er ist hier irgendwo.“

Die Worte wurden nicht geflüstert, aber auch nicht unnötig laut gesprochen. Die Stimme war ruhig, klar und völlig frei von Unsicherheit. Sie enthielt keine Spur von Nervosität oder Ungeduld, nur eine feststehende Tatsache.

Jimmy wagte es nicht, sich zu bewegen, während er beobachtete, wie eine dunkle Gestalt am Rande seines Sichtfeldes auftauchte. Der Mann trug dunkle Kleidung, das Material seines Mantels schimmerte leicht, als reflektiere es die spärlichen Lichtquellen in der Gasse. In der rechten Hand hielt er ein kleines Gerät, das von einem schwachen Leuchten durchzogen war. Es sah aus wie ein Scanner oder ein Detektor, vielleicht ein Wärmebildsensor.

Sein Begleiter stand einige Schritte entfernt und schien sich auf etwas anderes zu konzentrieren. Während der eine nach unten blickte, die Umgebung scannte und mit dem Gerät arbeitete, richtete der andere seinen Blick nach oben, als würde er etwas erspüren, das für das bloße Auge unsichtbar war.

Jimmy hielt den Atem an. Er spürte, wie sich seine Muskeln unwillkürlich anspannten, bereit, auf jede Veränderung in der Umgebung zu reagieren. Die Männer schienen ein System zu haben, eine Routine, die sich wie ein perfekt einstudierter Ablauf vollzog. Ohne ein weiteres Wort trennten sie sich, jeder bewegte sich in eine andere Richtung.

Es war kein zielloses Umherwandern, kein unkoordiniertes Absuchen der Umgebung. Es war eine gezielte Aufteilung, eine Strategie, die darauf abzielte, ihren Radius zu vergrößern und jeden möglichen Fluchtweg abzuschneiden. Sie wussten, dass er da war. Sie wussten nur noch nicht genau, wo.

Jimmys Gedanken überschlugen sich, während er in der Dunkelheit verharrte. Er musste sich entscheiden, doch jede Option, die ihm durch den Kopf ging, schien voller Risiken. Er durfte keinen Fehler machen. Sein Blick glitt über die Gasse, suchte nach Möglichkeiten, nach einem Detail, das ihm einen Vorteil verschaffen konnte. Die Zeit lief gegen ihn, und er wusste, dass er nicht lange unentdeckt bleiben würde.

Er atmete tief durch und zwang sich, die aufsteigende Panik zu unterdrücken. Noch war nichts verloren. Aber er musste handeln – und zwar jetzt.

Er zückt das Smartphone. Ein paar Wischbewegungen. Ein Befehl läuft durch das Netzwerk. Irgendwo am anderen Ende der Stadt, tief in den verzweigten Serverfarmen, lösen sich verschlüsselte Datenpakete aus ihrem Schlaf. Ein Terminal erwacht. Und dann – Stromausfall.

Ein Stadtblock taucht in Dunkelheit. Die Neonlichter erlöschen. Straßenlaternen sterben. Nur ein paar schwache Generatoren kämpfen gegen die abrupte Stille an. Chaos. Hupende Autos. Rufe. Ein Alarm geht los.

Jimmy nutzt die Gelegenheit.

Er rutscht über das Dach, greift nach der Regenrinne, lässt sich vorsichtig eine Etage tiefer fallen. Die Stadt ist jetzt ein anderer Code. Eine Matrix aus Schatten und Möglichkeiten. Und er muss sie erneut umschreiben, um zu überleben.

Kapitel 3: Die Nacht frisst Farben

In einer weiteren dieser endlosen, schlaflosen Nächte hatte er wieder seine kleine Tasche gepackt und sich in die Dunkelheit hinausbegeben. Die Stadt war um diese Zeit anders. Die Menschen, die sie tagsüber mit ihrem Lärm, ihren endlosen Wegen und ihrer Geschäftigkeit füllten, waren verschwunden, hatten ihre Plätze verlassen, ihre Gespräche und Sorgen hinter sich gelassen. Die Straßen lagen leer und weit vor ihm, glitzerten vom Schein der Laternen, die das nasse Pflaster wie flüssiges Gold glänzen ließen. Der Wind wehte durch die schmalen Gassen, trug den Geruch von abgestandenem Regen, von entferntem Rauch und dem süßen, unbestimmbaren Duft irgendeiner Blüte, die im Verborgenen blühte. Es war diese Zeit, in der die Stadt ihre Maske ablegte, in der sie etwas Reineres wurde, ein rohes, unberührtes Gerüst aus Beton und Stahl, das nur denjenigen offenbarte, die lange genug aufblieben, um es zu sehen.

Damals liebte er diese Stunden. Er war eine Eule, noch kein Rabe, ein Nachtmensch aus Überzeugung und nicht aus Gewohnheit. Die Dunkelheit war kein Ort des Versteckens, sondern ein Raum, der sich weitete, ein Raum, in dem er sich leicht fühlte, in dem er atmen konnte. Während andere schliefen, begann für ihn das Leben. Die Welt war stiller, aber nicht leblos – sie pulsierte auf eine andere Weise.

Jimmy zog den Kragen seiner Jacke hoch, während er mit schnellen Schritten durch die nassen Straßen lief. Der Regen tropfte von den metallenen Überhängen, spiegelte sich in den Glasfassaden der Banken und tauchte die Skyline in ein verzerrtes Kaleidoskop aus Licht und Schatten. Die EZB ragte wie ein monolithischer Wächter über die Szenerie – kalt, unnahbar.

Die Nacht fühlte sich an wie eine Wiederholung. Eine Schleife, aus der er nicht ausbrechen konnte. Die Worte hallten in seinem Kopf nach: **„Die Wiederholung, der Wiederholung!“**

Er hielt den Blick gesenkt, tauchte in den Eingang zur U-Bahn ab. Die Stadt brummte in den unterirdischen Schächten, während die Luft nach Öl, alten Bahnschienen und abgestandener Feuchtigkeit roch. Die Neonlichter warfen verzerrte Reflexionen auf die feuchten Fliesen. Niemand sah sich an. Eine Regel, die Jimmy verstand.

Er nahm die nächste Bahn zum Hauptbahnhof. Die Tür zischte hinter ihm zu, und für einen Moment fühlte er sich sicher. Das Rattern der Schienen lullte ihn ein, ein wiederkehrender Rhythmus, fast beruhigend. Doch sein Instinkt blieb wach. Er konnte es sich nicht leisten, nachlässig zu werden.

Es war der 24. Dezember 2004. Eine Nacht, die sich in sein Gedächtnis eingebrannt hatte, nicht wegen der Lichter in den Fenstern oder des Geruchs von warmem Essen, der aus den Wohnungen anderer Menschen in die Kälte strömte, sondern wegen eines einzigen, flüchtigen Moments, der sich für immer in ihm festgesetzt hatte. Er hatte es

geschafft. Der Beweis lag vor ihm, unbestreitbar, klar, ein Signal, das durch den Raum geflossen war wie ein Herzschlag in der Stille. Doch während die Erkenntnis ihn durchfuhr, während sich sein Inneres für einen Sekundenbruchteil mit Triumph füllte, wusste er gleichzeitig mit erschreckender Klarheit, dass es das letzte Mal gewesen war. Was auch immer er getan hatte, was auch immer diesen Moment möglich gemacht hatte – es würde nie wieder gelingen.

Dann kam die Leere. Ein plötzlicher Riss in der Realität, als wäre die Welt für einen Atemzug eingefroren. Der Bildschirm vor ihm summte leise, das Licht der Lampe warf flackernde Schatten an die Wand, doch alles schien plötzlich bedeutungslos. Der Raum um ihn herum war noch da, die Möbel, das sanfte Knistern der Heizung, der Regen, der draußen auf die Fensterscheibe schlug – aber in ihm war nur Stille. Eine vollkommene Abwesenheit von allem. Keine Gedanken, kein Gefühl, nur ein Vakuum, das ihn festhielt, ihn umfing wie eine Welle, die ihn nach unten zog. Und dann, als die Zeit wieder einzusetzen schien, hielt er das Telefon in seiner Hand. Er blickte auf das Display, sah den Namen, zögerte. Er wusste, was passieren würde. Sekunden später ertönte das Besetztzeichen. Luigi hatte ihn erneut weggedrückt.

Nun saß er im Zug nach Frankfurt. Wenn schon niemand ihm zum Geburtstag gratulierte, wollte er sich im Spacebreaks die Kante geben.

Der Zug ratterte monoton über die Schienen, während er regungslos auf seinem Platz saß und aus dem beschlagenen Fenster in die Dunkelheit starrte. Die Lichter der vorbeiziehenden Städte verschwammen zu einem formlosen Glühen, während sich seine Gedanken in der gleichen ziellosen Bewegung verloren, in der sich auch die Landschaft draußen auflöste. Es war sein Geburtstag, aber niemand hatte daran gedacht. Keine Nachrichten, kein Anruf, nicht einmal ein flüchtiges „Alles Gute“. Es war, als wäre der Tag bedeutungslos, ein weiteres Blatt, das lautlos im Strom der Zeit unterging. Doch wenn ihn schon niemand beachtete, wenn sein eigenes Dasein für den Rest der Welt kaum existierte, dann wollte er sich wenigstens selbst daran erinnern, dass er noch fühlte. Und das hieß: Spacebreaks. Exzess, Lichter, Bass, ein Verschwinden in der Musik.

Als der Zug in den Frankfurter Hauptbahnhof einfuhr, war die Stadt bereits in Bewegung, auch wenn es sich um eine andere Art von Leben handelte. Keine geschäftige Betriebsamkeit des Tages, sondern eine rastlose Getriebenheit derer, die nirgendwohin wollten und dennoch unterwegs waren. Er stieg aus, zog den Kragen seiner Jacke hoch und ließ sich von der Menge treiben, wich den hastigen Geschäftsleuten aus, die mit müden Gesichtern ihre Koffer über den Boden rollten, und den Reisenden, die auf den Anzeigetafeln nach irgendeiner Richtung suchten. Der Lärm der Lautsprecherdurchsagen mischte sich mit den abgehackten Gesprächen fremder Menschen, während die Stadt ihn schluckte, so wie sie es immer tat.

Dann, als er sich vom Bahnhof entfernte, blieb sein Blick an etwas hängen. Hoch aufragend, seltsam deplatziert, fast wie ein surrealer Wächter über die Szenerie, stand es dort: das überdimensionale grüne Ampelmännchen. Ein Symbol, das keine Bedeutung hatte, außer dass es sich tief in sein Gedächtnis eingebrannt hatte.

Er wusste, von hier aus war es nicht mehr weit. Sein Atem formte kleine, weiße Wolken, die sich im Wind auflösten, während die Stadt vibrierte – pulsierend, geschäftig, gleichgültig. Niemand nahm ihn wahr, niemand kümmerte sich darum, warum er hier war. Frankfurt war wie eine riesige Maschine, die rund um die Uhr lief, ohne Rücksicht auf ihre Teile.

Er kannte den Weg. Von hier aus musste er nur noch der Hauptstraße folgen.

Mit jedem Schritt wurde die Umgebung dunkler, die glänzenden Fassaden der Banken und Kaufhäuser wichen grauen Mauern, den gesichtslosen Rückseiten von Gebäuden, in denen niemand mehr arbeitete, deren Fenster mit Graffiti bedeckt waren. Die Luft roch nach kaltem Zigarettenrauch, nach Asphalt, nach Bier, dass jemand achtlos über den Bordstein geschüttet hatte.

Dann hörte er es.

Das dumpfe Dröhnen, das tiefe, pochende Wummern des Basses, das durch den Boden vibrierte und sich in seinen Knochen ausbreitete. Es war noch weit entfernt, aber er spürte es bereits.

Und dann sah er es.

Links neben sich an der Wand, an der Mauer beim Eingang, stand ganz lapidar gekritzelt: **„milchsack“**.

Hier war er richtig.

Er trat durch das Gitter, vorbei an zerbrochenen Fenstern, den Geruch von kaltem Beton und Rauch in der Nase. Drinnen wogten Schatten im fahlen Licht. Der Bass war ein lebendiges Ding, das durch die Körper der Tanzenden pulsierte. Von der Decke hing ein umgedrehter Tannenbaum. Für manche wirkte das vielleicht bizarr. Aber für jemanden der an Weihnachten Geburtstag hatte und alleine fast jeden seiner Geburtstage gefeiert hatte, hatte es etwas beglückendes.

Der Bass pulsierte durch den Raum, eine konstante Welle aus Druck und Vibration, die sich durch seinen Körper zog, sich in seinen Knochen, in seiner Brust festsetzte. Er nahm einen Schluck aus der kalten Flasche in seiner Hand, spürte das bittere, leicht abgestandene Bier auf der Zunge, während er sich durch die Menge schob. Die Musik hüllte ihn ein, machte alles andere bedeutungslos.

Er ließ den Blick über den Raum gleiten, über die verzerrten Bewegungen der Menschen, die sich im Takt verloren, über die Schatten, die an den Wänden tanzten, über das alte, rohe Mauerwerk, das längst mehr Geschichten kannte, als jemand hier sich vorstellen

konnte. Er spürte, wie eine Erinnerung sich leise an ihn heranschlich, ein Bild, das nicht ganz greifbar war.

Er war hier schon als Kind gewesen, schoss es ihm durch den Kopf.

Die Vorstellung war seltsam, beinahe absurd. Er konnte sich nicht erinnern, wann genau, konnte das Gefühl nicht festhalten. Es war da und doch sofort wieder verschwunden, wie eine alte Fotografie, die durch zu viele Jahre ausgebleicht war.

Die Erinnerung glitt ihm aus den Händen, versickerte irgendwo in den Tiefen seines Bewusstseins.

Er hätte so gerne nochmal diesen Abend erlebt.

Doch dies ist eine andere Geschichte.

Der Bass hallte noch in Jimmys Knochen nach, als er die Farbenfabrik verließ. Die Musik hatte ihn den ganzen Abend begleitet, und selbst jetzt, da er die Schwelle zur Straße überschritt, spürte er das dumpfe Vibrieren in seinem Körper, als würde es sich in seinen Adern festsetzen. Draußen war es merkwürdig still, fast unnatürlich, als hätte die Stadt ihren Atem angehalten. Die Luft war feucht und schwer, und die Dunkelheit schien sich wie ein träges Gewebe über die Straßen zu legen. Nur das entfernte Summen der Straßenlaternen und das gelegentliche Knirschen von Schritten auf nassem Asphalt durchbrachen die Stille, wie ein leises Echo, das immer wieder abebbte und dann erneut auftauchte.

Jimmy war müde, nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Der Alkohol summt leise in seinem Kopf, ein sanftes, aber hartnäckiges Kribbeln, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Es war nicht genug, um ihn wirklich abzulenken, nicht genug, um die Gedanken zu vertreiben, die sich in seinem Kopf wie Schatten an den Wänden bewegten. Er spürte, wie die Müdigkeit in ihm wuchs, aber er wusste auch, dass er noch nicht bereit war, nach Hause zu gehen. Noch nicht. Irgendetwas hielt ihn zurück, eine Art innerer Drang, der ihn weiter durch die Straßen treiben ließ, als würde er etwas suchen, ohne zu wissen, was es war.

Sein Blick wanderte durch die Gasse, während er ziellos durch die Stadt schlenderte. Die Gebäude zu beiden Seiten wirkten wie stumme Zeugen, ihre Fenster dunkel und undurchdringlich, als hätten sie alle Geheimnisse der Nacht verschluckt. Plötzlich blieb sein Blick an etwas hängen – einer kleinen, abgedunkelten Kneipe, die irgendwie zwischen zwei heruntergekommenen Gebäuden eingeklemmt wirkte. Sie schien fast unsichtbar, als hätte sie sich bewusst vor den Blicken der Welt versteckt. Über der Tür stand in verblichenen kyrillischen Buchstaben: "Kalinka". Der Name klang fremd und vertraut zugleich, als würde er eine Geschichte erzählen, die Jimmy nicht kannte, aber dennoch spürte.

Jimmy zögerte. Eine russische Kneipe, mitten in der Nacht, mitten in Frankfurt? Der Gedanke gefiel ihm, obwohl er nicht genau sagen konnte, warum. Vielleicht war es die Vorstellung, einen Ort zu betreten, der so weit entfernt von allem schien, was er kannte. Vielleicht war es auch nur der Wunsch, noch ein wenig länger in der Nacht zu verweilen, bevor er den Weg nach Hause antrat. Er spürte, wie eine leise Neugier in ihm aufstieg, und bevor er sich selbst davon überzeugen konnte, dass es keine gute Idee war, hatte er bereits die Tür geöffnet und trat ein.

Drinne roch es nach kaltem Rauch, billigem Wodka und frittiertem Fleisch. Der Geruch war intensiv, fast überwältigend, und doch irgendwie beruhigend, wie ein vertrauter Duft aus einer anderen Welt. Das Licht war warm, aber gedämpft, als wolle es nicht, dass jemand zu genau hinsah. Es schien, als würde die Kneipe ihre Geheimnisse bewahren wollen, als würde sie nur so viel preisgeben, wie nötig war, um die Gäste zu halten, aber nicht mehr. Ein paar Männer saßen an der Theke, ihre Stimmen tief und rau, mit jenem russischen Akzent, der an schwere Winter und zerbrochene Versprechen erinnerte. In einer Ecke spielte ein Radio leise eine Melodie, die Jimmy an alte sowjetische Filme denken ließ, an Schwarz-Weiß-Bilder und Geschichten, die längst vergessen waren.

Jimmy setzte sich an einen kleinen Tisch am Fenster, nicht zu nah an den anderen Gästen, aber auch nicht so weit weg, dass es auffiel. Er bestellte ein Schnitzel und ein Bier, mehr aus Gewohnheit als aus Hunger. Das Essen kam schnell, und er begann zu essen, während seine Gedanken immer noch um die seltsame Atmosphäre des Ortes kreisten. Doch dann hörte er es.

Zwei Tische weiter.

Eine raue, rauchige Stimme, russischer Akzent, die Worte hart und abgehackt, als würden sie aus der Tiefe eines kalten Winters kommen. Eine zweite Stimme, deutsch, aber in einem Tonfall, der Jimmy ein Frösteln über den Rücken jagte. Irgendetwas daran war ... falsch. Es war nicht nur der Inhalt ihrer Worte, sondern die Art, wie sie sprachen, als würden sie etwas verbergen, etwas, das nicht für fremde Ohren bestimmt war.

„Wir haben ihn längst auf dem Schirm.“

Jimmy erstarrte für einen Moment. Seine Finger zuckten leicht, als würde sein Körper instinktiv auf die Bedrohung reagieren, die er in diesen Worten spürte. Dann zwang er sich, weiter auf sein Essen zu schauen, den ersten Bissen zu nehmen, als wäre nichts geschehen. Aber er konnte nicht verhindern, dass sein Herz schneller schlug, dass sein Atem flacher wurde. Er spürte, wie die Anspannung in ihm wuchs, wie ein unsichtbarer Druck, der ihn umgab.

„Wann?“ fragte der Russe, seine Stimme tief und bedrohlich.

„Bald. Wir lassen ihn sich noch ein bisschen sicher fühlen.“

Jimmy kaute langsam, zu langsam, als würde jeder Bissen eine Ewigkeit dauern. Er spürte sein eigenes Herz schlagen, laut und dröhnend gegen seine Rippen, als würde es versuchen, aus seiner Brust zu entkommen. Seine Gedanken rasten, aber er zwang sich, ruhig zu bleiben. Es war nicht sein Problem. Es ging ihn nichts an. Aber sein Instinkt sagte ihm, dass er hier besser nicht wäre, dass er sich in etwas hineingezogen hatte, das er nicht verstand.

„Und wenn er querschlägt?“

Der Deutsche lachte leise, ein Lachen, das nicht fröhlich war, sondern kalt und berechnend. Es war das Lachen von jemandem, der keine Skrupel kannte, von jemandem, der bereit war, alles zu tun, um sein Ziel zu erreichen.

„Dann erledigen wir es auf die altmodische Weise.“

Jimmy hatte genug gehört. Er legte sein Besteck leise hin, nahm einen letzten Schluck Bier und griff nach seiner Jacke. Er bewegte sich langsam, nicht hastig, denn er wusste, dass Hast Aufmerksamkeit erregte. Wer hastig war, fiel auf, und das war das Letzte, was er wollte. Er stand auf und bewegte sich zur Tür, während er versuchte, nicht hinzusehen, nicht zu hören. Die beiden Männer achteten nicht auf ihn. Oder taten so, als ob.

Draußen atmete er tief durch, als würde er versuchen, die lastende Atmosphäre der Kneipe hinter sich zu lassen. Die Nacht war plötzlich kälter geworden, und der Wind strich ihm eisig über das Gesicht. Er spürte, wie die Anspannung langsam von ihm abfiel, aber er wusste auch, dass er etwas gehört hatte, das er nicht hätte hören sollen. Etwas, das ihn noch lange verfolgen würde.

Jimmy zog die Tür der kleinen Kneipe hinter sich zu und ließ die feuchte Nachtluft in seine Lungen strömen. Er hätte den letzten Bissen vielleicht noch zu Ende kauen sollen, aber sein Magen war plötzlich wie zugeschnürt. Als er an der Theke vorbeigegangen war, hatte er dem Kellner einen zerknitterten Fünziger hingelegt. Der Mann, ein kräftiger Typ mit müden Augen, hatte kaum hingesehen, war mit einer routinierten Bewegung an die Kasse gegangen, um Wechselgeld herauszugeben – doch Jimmy war schon auf dem Weg nach draußen gewesen.

Jetzt stand er auf dem Gehweg, hastig zog er eine Zigarette aus der Jackentasche und zündete sie mit leicht zitternden Fingern an. Das Nikotin kratzte ihm angenehm in der Kehle, während er sich in der Dunkelheit einen Moment der Ruhe erzwang.

Er drehte sich langsam zur Seite, ließ seinen Blick durch die gelblichen Fenster der Kneipe wandern. Das Glas war alt, leicht verschmiert, und durch die Reflexion der Straßenlaternen schwer zu durchblicken, doch er konnte genug erkennen.

Die beiden Männer saßen noch immer an ihrem Tisch, die Köpfe leicht zusammengeneigt, die Körperhaltung entspannt, zu entspannt. Der Deutsche lehnte

sich gerade zurück und schob ein kleines Glas zur Seite, während der Russe mit einem kurzen Kopfnicken auf etwas zu antworten schien.

Jimmy merkte sich die Gesichter. Nicht, dass er vorhatte, sie jemals wiederzusehen, aber falls doch, würde er vorbereitet sein. Der Deutsche war Mitte fünfzig, ein kantiges Gesicht, hohe Wangenknochen und ein Lächeln, das in den Augen nicht ankam. Seine Haare waren kurz geschoren, ordentlich, aber ohne erkennbare Mühe gestylt. Ein Mann, der es gewohnt war, effizient zu sein.

Der Russe wirkte jünger, aber sein Gesicht hatte eine Härte, die sein Alter verriet. Seine Augen waren schmal, sein Blick scharf. Ein Soldat vielleicht. Oder etwas Ähnliches.

Jimmy inhalierte tief, der Rauch füllte seine Lungen, während er sich langsam von der Kneipe entfernte. Jeder Schritt fühlte sich kontrolliert an, doch seine Gedanken rasten.

Wen meinten sie? Es konnte um jeden gehen. In dieser Stadt passierten ständig Dinge, von denen niemand etwas wissen sollte. Vielleicht war er bloß zufällig in dieses Gespräch geraten. Vielleicht bedeutete es nichts.

Aber sein Instinkt sagte ihm, dass er sich nicht irrte.

Den Namen dieser mittelschweren Wanze würde er so schnell nicht vergessen. Das letzte Mal, als er ihn vor dem Landtagsgebäude getroffen hatte, war es eine Begegnung gewesen, die sich in sein Gedächtnis eingegraben hatte. Der Mann hatte ihn eindringlich gewarnt, mit einer Stimme, die nichts von einer Drohung, sondern von einer unumstößlichen Tatsache hatte:

"Halt einfach dein Maul. Pass mal auf. Du hast keine Ahnung. Ich bin eine Dampfwalze."

Es gab ungemütliche Menschen jeder Farbe. Aber diese zwei da in der Kneipe gehörten, wie die Wanze, zu den ganz ungenießbaren.

So hatte er sich seinen abendlichen Abgang nicht vorgestellt. Der Geschmack von Wodka und Rauch lag ihm noch auf der Zunge, der Bass aus dem Club vibrierte in seinen Knochen nach – und doch war nichts mehr von der betäubenden Leichtigkeit des Moments übrig. Jetzt war es nur noch ein dumpfer Nachhall, überlagert von einer Erkenntnis, die ihm nicht gefiel.

Er ärgerte sich nicht nur über den verlorenen Bissen. Das Schnitzel war nämlich wirklich nicht schlecht gewesen. Knusprig, mit genau der richtigen Menge Fett, dazu das herbe Pils. Eine gelungene Kombination, wenn er nicht hätte aufstehen und verduften müssen.

Aber bei diesen zwei ungenießbaren Typen hieß es: leise, unauffällig verschwinden.

Er machte nur kurz halt an einem Kippenautomaten, ließ ein paar Münzen durch den Schlitz gleiten, zahlte bar, nicht mit Karte. Die Packung fiel mit einem dumpfen Geräusch

heraus, während er sich mit einem Blick über die Schulter vergewisserte, dass niemand ihm gefolgt war.

Dann lief er.

Nicht hastig, nicht rennend – einfach nur mit dem unauffälligen Tempo eines Mannes, der nichts weiter wollte, als die Nacht hinter sich zu lassen. Er hätte die U-Bahn nehmen können. Zwei Stationen, nicht mehr. Aber er wusste, dass diese Sorte Leute es nicht mochte, wenn jemand sich aus ihrer Nähe entfernte, bevor sie entschieden hatten, ob sie ihn noch brauchen konnten.

Also ging er den ganzen Weg bis zum Bahnhof.

Die Stadt war fast menschenleer um diese Uhrzeit. Die Straßen glänzten vom Regen, das Licht der Laternen warf blasser, verzerrte Reflexionen auf den Asphalt. Kein Wind, nur Stille. In den Fenstern der wenigen offenen Lokale sah er vereinzelt Gesichter, dunkle Gestalten, die sich hinter dampfenden Gläsern versteckten, wie er es noch vor Minuten getan hatte.

Er steckte sich eine Zigarette an. Das Feuerzeug klickte, der Rauch stieg in die kalte Luft.

Wenigstens ein bisschen Abstand zum Ort des Geschehens, bevor er wieder auf dem Radar auftauchte.

In West stieg er in die S-Bahn. Die Neonlichter flackerten über den dunklen Bahnsteig, während er mit schweren Beinen in den Wagon stieg. Die Türen schlossen sich mit einem zischenden Geräusch, und die Bahn setzte sich in Bewegung. Heute würde er einen Umweg nehmen. Er brauchte nicht nur Abstand von der Kneipe, sondern auch Zeit, um den Kloß in seinem Magen loszuwerden – diesen unangenehmen Mix aus zu viel Alkohol, zu wenig Schlaf und dem nagenden Gefühl, dass er gerade etwas gehört hatte, das er nicht hätte hören sollen.

Die S-Bahn war leer. Kein einziger Fahrgast, nur sein eigenes Spiegelbild, das ihn von der gegenüberliegenden Scheibe aus ansah. Ein müdes, blasses Gesicht mit Schatten unter den Augen. Der Zug ratterte durch die Nacht, vorbei an den leeren Stationen, die wie Geisterbahnhöfe unter dem fahlen Licht der Laternen lagen.

In Flörsheim stieg er aus.

Die kalte Luft schlug ihm ins Gesicht, als er die Stufen hinunterging und sich in Bewegung setzte. Der Weg über die Brücke zog sich wie Kaugummi. Jeder Schritt wurde schwerer, als hätte sich der Boden unter ihm in eine träge Masse verwandelt, die ihn mit jedem Meter tiefer hineinziehen wollte. Der Wind pfiff über den Fluss, ließ das Wasser in der Dunkelheit kräuseln. Seine Hände vergruben sich in den Taschen, das Feuerzeug klapperte darin gegen das Zigarettenpäckchen.

Seine Beine brannten, doch er zwang sich weiter. Die Stadt war still, fast gespenstisch. Nur das entfernte Rauschen der Autobahn erinnerte daran, dass irgendwo da draußen die Welt noch weiterlief.

Als er endlich sein Viertel erreichte, fühlte sich sein Körper an, als wäre er durch einen Fleischwolf gedreht worden. Jeder Muskel schrie nach Ruhe, doch jeder Schritt schien noch einen Kilometer zu dauern. Die Haustür erschien vor ihm wie eine Erlösung, und mit letzter Kraft schloss er sie hinter sich.

Er ließ sich ins Bett fallen, angezogen, wie er war.

Doch noch bevor er die Augen schließen konnte, durchzog ihn ein beißender Geruch. Scheiße.

Hackis. Sein zweiter Kater. Dieses Mistvieh hatte wieder genau auf sein Kopfkissen gepisst.

Jimmy schloss die Augen, atmete tief durch, während die Wut wie eine heiße Welle durch ihn rauschte. Er hätte das Biest am liebsten aus dem Fenster geworfen, doch stattdessen schälte er sich mit müden Bewegungen aus dem Bett, riss das Laken herunter und schleuderte es in den Wäschekorb.

Seine Glieder fühlten sich an wie Blei, als er das Bett neu bezog, die Decke ausschüttelte und ein sauberes Kissen aus dem Schrank zog. Die ganze Prozedur dauerte gefühlt eine Ewigkeit, aber sobald er endlich fertig war, wusste er, dass er nicht einfach so zurück unter die Decke kriechen konnte. Der Geruch hing noch in seiner Nase.

Also ab in die Badewanne.

Das Wasser war heiß. So heiß, dass es erst unangenehm auf seiner Haut prickelte, doch er rührte sich nicht. Er lehnte den Kopf zurück, ließ den Dampf seine Sinne einhüllen, bis die Verspannung in seinem Nacken sich langsam auflöste.

Eigentlich wollte er nur kurz bleiben. Sich das Gesicht waschen, vielleicht die Schultern lockern. Doch dann wurden seine Augenlider schwer.

Und während sie sich langsam schlossen, erinnerte er sich.

Die Geschichte von seinem Opa.

Jimmy hatte seinen Großvater nie kennengelernt. Der Mann war für ihn nur eine Figur aus den Erzählungen seiner Mutter, ein Schatten aus einer vergangenen Zeit, der durch ihre Worte langsam Gestalt annahm. Wenn sie von ihm sprach, mit einer Mischung aus Respekt und einer Art stiller Bewunderung, hatte er das Gefühl er lebe ein Stück weiter. Sein Großvater war ein moderner Mensch, wie sie sagte, seiner Zeit voraus, weltoffen und ruhig, jemand, der nicht so schnell überreagierte. Er war der Typ Mann, der die Dinge mit Ruhe anging, auch wenn sein Onkel, nachts plötzlich Fremde nach Hause

brachte. Selbst dann blieb er ruhig und bekochte diese sogar. Doch es gab eine Geschichte, die Jimmy besonders im Gedächtnis geblieben war, eine Geschichte, die zeigte, dass auch sein Großvater, so besonnen er sonst war, in Momenten der Gefahr zu entschlossenem Handeln fähig war.

Einmal, so hatte seine Mutter erzählt, war sein Onkel nach einer durchzechten Nacht in der Wanne eingeschlafen. Es war mitten in der Nacht, und alle im Haus hatten geschlafen, bis auf seinen Großvater, der durch ein seltsames Geräusch geweckt wurde. Er war sofort alarmiert, hatte die Gefahr erkannt – sein Sohn könnte ertrinken. Ohne zu zögern, hatte er die Badezimmertür eingetreten. Jimmy konnte sich die Szene lebhaft vorstellen: die alte Wohnung seiner Großeltern, das helle Splittern von Holz, als die Tür unter der Wucht des Tritts nachgab, der Schreck in den Gesichtern aller Beteiligten, als sie den Onkel in der Wanne fanden, halb bewusstlos, aber unverletzt. Es war ein Moment, in dem sein Großvater, der sonst so bedacht und ruhig war, instinktiv gehandelt hatte, ohne zu zögern, als er Gefahr im Verzug sah.

Jimmy lächelte bei dem Gedanken, aber es war ein müdes, erschöpftes Lächeln. Die Erinnerung an diese Geschichte wärmte ihn für einen Moment, wie ein letzter Funke von etwas, das längst vergangen war. Doch die Müdigkeit war stärker. Sie kroch in seine Glieder, legte sich schwer auf seine Schultern und er gab der Müdigkeit nach. Seine Atmung wurde ruhiger, gleichmäßiger, als würde sich sein Körper endlich der Erschöpfung hingeben. Noch war das Wasser warm. Das würde beim Aufwachen ganz anders sein. Leise schlossen sich seine Augen.

Kapitel 4: Der Geschmack von Rauch und Entscheidungen

Jimmy saß auf der Terrasse, die Morgensonne warf schräges Licht auf den dampfenden Milchkaffee vor ihm. Die Luft war kühl, aber nicht unangenehm. Der Herbst hatte bereits seine ersten Spuren hinterlassen, feuchte Blätter klebten am Holz des Tisches, und irgendwo raschelte der Wind durch die kahler werdenden Bäume. Er war müde, nicht nur körperlich, sondern auch in einer Weise, die sich tiefer anfühlte.

Seine Finger strichen über die *Le Monde diplomatique*, die er aus Gewohnheit am Frühstückstisch aufgeblättert hatte. Doch die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen, sein Kopf war zu voll mit den Resten der vergangenen Nacht. Neben ihm, wie jeden Morgen, seine Eltern – versunken in ihre Rätsel. Sudoku, Kreuzworträtsel, das gewohnte Zeremoniell.

Er nippte an seinem Kaffee, die Wärme tat gut, aber sie konnte das taube Gefühl in ihm nicht vertreiben.

„Magen ist voll, Kopf ist leer.“

Der Satz rutschte ihm unbewusst über die Lippen, ein nüchternes Fazit des Morgens. Seine Mutter blickte kurz von ihrem Rätsel auf, sagte aber nichts.

Jimmy lehnte sich zurück, sog den Rauch seiner Zigarette ein und ließ ihn langsam wieder ausströmen. Sein Blick fiel auf den Aschenbecher vor ihm, halbvoll mit den Resten vergangener Stunden. Gedanken trieben träge in seinem Kopf umher, wirr und unfassbar.

„Warum ist alles so seltsam?“ dachte er. „So durchschaubar und doch vernebelt?“

Er spielte mit dem Filter der Zigarette zwischen den Fingern, betrachtete das glühende Ende, als könnte es ihm eine Antwort liefern.

Die Nacht hing ihm noch immer in den Knochen. Der Rauch in der Kneipe, die Worte der zwei Männer, das Gefühl, dass er irgendwo hineingeraten war, wo er nicht hingehörte.

Und dann war da noch etwas anderes. Etwas, das ihm in dieser Sekunde plötzlich mit voller Wucht bewusst wurde.

In diesem Moment hatte er „eigentlich“ mit dem Kiffen aufgehört. Zumindest hatte er es sich vorgenommen. Die Entscheidung war nicht geplant gewesen, sondern hatte sich still in ihm eingenistet. Ein Entschluss, der nicht durch eine einzelne Erkenntnis gekommen war, sondern durch das allmähliche Sackenlassen all dessen, was ihn umgab.

Zu viel Dreck. Zu viel Morast.

„Wenn du dich nur mit solchen Dingen beschäftigst, kommt nur graue und braune Soße dabei raus.“

Eine Bekannte hatte das einmal zu ihm gesagt, und heute wusste er genau, was sie meinte.

Er schnippte die Asche ab, drehte die Zeitung wieder vor sich hin. Las die erste Zeile, die ihm ins Auge fiel.

„Die Einbildungskraft wird im Körperofen sehr hoch erhitzt, bis alles Mögliche geglaubt und alles bisher Unmögliches getan wird.“

Er las den Satz noch einmal, ließ ihn auf sich wirken. Alles Mögliche geglaubt. Alles Unmögliches getan.

Oben auf der Seite prangte die Überschrift:

„Das Wort, als Fleisch verkleidet.“

Elfriede Jelinek über Sprache, Preise und Einbildungskraft.

Jimmy schnaubte leise, nicht einmal verärgert, nur müde. Sprache konnte alles formen, Menschen bewegen, Welten erschaffen – und doch, am Ende, saß er hier auf seiner Terrasse, eine Zeitung in der einen Hand, eine Zigarette in der anderen, und fragte sich, warum sein Kopf trotzdem so leer war.

Er hatte den Rauch längst inhaliert, aber er fühlte sich nicht leichter.

„Liebst du mich?“ murmelte er und sah auf den Aschenbecher.

Die Worte kamen ihm kindisch vor, aber sie hatten eine seltsame Logik. So vieles, was ihn einmal festgehalten hatte, war nicht mehr da. Vielleicht wollte er nur wissen, ob wenigstens die Zigarette ihm noch treu blieb.

Er nahm den letzten Zug, drückte den Stummel in den Aschenbecher und stand auf.

Es reichte.

Er nahm die leere Kaffeetasse und ging wieder hinein. Seine Eltern blickten kurz auf, dann wieder auf ihre Rätsel. Es war, als wäre nie etwas passiert.

Jimmy goss sich eine zweite Tasse ein.

Heute war ein neuer Tag. Vielleicht war es an der Zeit, ihn anders zu beginnen.

Jimmy ließ den Löffel in seiner Kaffeetasse kreisen, während er seiner Mutter dabei zusah, wie sie seinem Vater eine Frage aus dem Kreuzworträtsel stellte. Ihre Stimmen klangen vertraut, ruhig, wie an jedem anderen Morgen. Und doch war alles in ihm in Aufruhr.

Die Erinnerungen waren nicht willkommen, sie überfielen ihn einfach. Ohne Vorwarnung, ohne Logik, einfach da, wie ein schlecht geschnittener Film, der sich selbst abspielte.

Seine Mutter hatte oft von ihrer WG-Zeit erzählt, von diesen dunklen Jahren, die sie heute als warnendes Beispiel benutzte. Immer dann, wenn er sich nicht belehren lassen wollte, wenn er meinte, sie übertreibe. Ihre Geschichten kamen ihm wie verzerrte Erinnerungen vor, mal unheimlich, mal überdramatisiert. Aber waren sie das wirklich? Wie oft hatte er ihr widersprochen, nur um dann doch ähnliche Dinge zu erleben?

Er konnte sich an so viele Gespräche erinnern, an hitzige Diskussionen mit seinem Vater, dessen Gesicht dabei stets eine ungesunde Röte annahm, als könnte er es nicht ertragen, dass sein Sohn ihm widersprach. Die Überzeugung, dass es nur einen richtigen Weg gab, dass Jimmy irgendwann verstehen würde, wie die Welt wirklich funktionierte – all das war in den Worten seines Vaters immer mitschwingend präsent gewesen. Und doch wusste er, dass es nicht so einfach war.

Er dachte an die endlosen Afterpartys, an die verrauchten Wohnungen mit ihren kaputten Sofas, an die Menschen, die sich manchmal benahmen, als wären sie völlig losgelöst von jeder Realität. Er erinnerte sich an den Tritt, den er eines Nachts einfach so in den Brustkorb bekam, weil ein Typ auf Speed war und seine überschüssige Energie irgendwohin loswerden musste. Es hatte nichts mit ihm zu tun gehabt. Einfach Pech. Zur falschen Zeit am falschen Ort.

Und dann war da die Nacht in der Pfütze. Die Nacht, in der er nicht mehr nach Hause gefunden hatte. Die Nacht, in der ihn jemand einfach liegengelassen hatte, als wäre er nur Ballast. Er hatte sich nicht einmal gewehrt, war zu erschöpft gewesen, zu betäubt, um zu protestieren. Erst Stunden später war er aufgewacht, halb durchnässt, halb erfroren, während die Stadt um ihn herum bereits in den nächsten Tag gestartet war.

Seine Finger schlossen sich fester um die Kaffeetasse. Die Erinnerungen ließen nicht locker.

Da waren die Gespräche mit einem seiner ehemaligen Dealer, der stolz von seinen Waffenübungen im Wald erzählte, als wäre es das Normalste der Welt. Die Geschichte war nichts weiter als eine Kulisse für sein eigenes Ego gewesen, für die Vorstellung, dass er zu etwas Größerem gehörte als nur zu den schäbigen Wohnungen, in denen er seine Ware verkaufte. Jimmy hatte immer gewusst, dass er nichts davon ernst nehmen sollte – doch der Abturn, den diese Geschichten bei ihm hinterließen, war geblieben.

Er dachte an seine Cousine, die nach einer langen Nacht im *Omen* in eine Psychose gejagt wurde. An jene Leute, die genau wussten, was sie taten, als sie ihr LSD unterjubelten, während sie von den Pillen runterkam. Ihre Angst, ihre Verwirrung, während sie durch einen Badspiegel sah, der mit Rasierschaum besprüht war, während andere sich auf dem antiken Spiegel der Eltern Lines zogen.

Und dann gab es noch den Sohn des Jugendrichters. Den gleichen Mann, den seine Mutter bis heute lobte, weil er „so gerechte Urteile fällt“. Aber er wusste es besser. Er wusste, dass der Richter nur deshalb so gut informiert war, weil sein eigener Sohn der

größte Dealer im Viertel war. Er kannte alle. Er war es, der sie beliefert hatte, der die Stadt in Bewegung hielt. Und sein Vater? Der Richter, der ihn immer wieder rausgehauen hatte? Natürlich hatte er davon gewusst.

Jimmy rieb sich über die Stirn. Die Vergangenheit war überall, ein Chaos aus Fragmenten, das sich in seinem Kopf zu einem düsteren Mosaik zusammensetzte.

Er sah wieder zu seinen Eltern. Sie schienen in einer anderen Welt zu leben, einer Welt, in der Kreuzworträtsel und Sudoku die drängendsten Fragen des Tages waren. Eine Welt, die so weit entfernt war von all den Szenen, die gerade durch seinen Kopf rasten.

Er nahm einen tiefen Atemzug.

Der Magen war voll.

Der Kopf war alles andere als leer.

Kapitel 5: Ein Hauch von Revolution

Jimmy saß in einer der hinteren Reihen des Hörsaals, die Beine auf dem Tisch vor sich, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Vor ihm stand ein Professor, der mit leidenschaftlicher Stimme über die Absurde Mathematik sprach – ein Thema, das Jimmy zufällig entdeckt hatte, als er eines Tages einfach in den falschen Hörsaal gegangen war. Es war eine Vorlesung, die nichts mit seinem offiziellen Lehramtsstudium zu tun hatte, aber sie faszinierte ihn. Hier ging es nicht um Formeln, die man auswendig lernen musste, sondern um Ideen, die die Grenzen des Denkens sprengten. Es war eine Welt, in der Logik und Absurdität Hand in Hand gingen, und Jimmy fühlte sich zum ersten Mal seit langem wieder lebendig.

Eigentlich hätte er in einer Pflichtvorlesung für sein Lehramtsstudium sitzen sollen, aber das war längst zur Nebensache geworden. Sein Studium war ein Kompromiss gewesen, ein Zugeständnis an seine Mutter, die ihn überredet hatte, Lehramt zu studieren, weil sie der festen Überzeugung war, dass er mit einem reinen Informatikstudium keine Zukunft hätte. „Du brauchst etwas Solides“, hatte sie gesagt, und Jimmy hatte nachgegeben, wie so oft. Doch jetzt, da er mitten im Semester war, fühlte er sich wie ein Fremder in seiner eigenen akademischen Laufbahn. Die Einführungsphase hatte er verpasst, weil er krank gewesen war, und an einer so großen Uni wie Frankfurt war es leicht, sich zu verlieren. Also hatte er einfach angefangen, Vorlesungen zu besuchen, die ihn interessierten – egal, ob sie etwas mit seinem Studium zu tun hatten oder nicht.

Es war eine Zeit, in der man noch „studieren“ sagen konnte, ohne dass es nach einem straffen Zeitplan klang, in dem man Hausarbeiten wie am Fließband produzierte. Jimmy genoss diese Freiheit, auch wenn er wusste, dass sie nicht ewig dauern würde. Er besuchte Vorlesungen der Philosophie, der Psychologie, der Mathematik, zur Geschichte der Revolutionen, zur Soziologie der Macht – alles, was seinen Horizont erweiterte. Aber kaum welche der Vorlesungen waren wirkliche Pflichtvorlesungen.

Jimmy war nicht wirklich aktiv in der Asta, nicht im engeren Sinne. Er hatte weder ein Amt, noch war er regelmäßig bei den Sitzungen. Aber das Semesterticket, dieses kleine Stück Papier, das ihm plötzlich die Türen zu ganz Hessen öffnete, veränderte alles. Es war, als hätte man ihm einen Schlüssel zu einer neuen Welt gegeben – einer Welt, die weit über die Grenzen Frankfurts hinausreichte. Und Jimmy nutzte ihn, so oft er konnte.

Es war eine Zeit des Umbruchs, nicht nur für Jimmy, sondern für die gesamte Universität. Der Turm, in dem seine Mutter einst studiert hatte, sollte abgerissen werden, und die Gesellschaftswissenschaften sollten ins ehemalige CIA-Gebäude ziehen. Gleichzeitig wurde über das Semesterticket verhandelt, ein Thema, das die Studierenden in Aufruhr versetzte. Für Jimmy war es der Beginn von etwas Neuem, etwas, das ihn aus seiner Lethargie riss.

Als er zum ersten Mal an einem Protestmarsch teilnahm, war er nervös. Die Route war eigentlich belanglos, entlang einer Hauptstraße, die nichts Besonderes versprach. Doch als sich die Menge der Börse näherte, spürte Jimmy plötzlich einen Impuls, den er nicht unterdrücken konnte. Ein Polizeiauto war gerade nach links abgebogen, und in diesem Moment schrie er laut: „Kommt, lasst zur Börse!“ Es war, als hätte er einen Nerv getroffen. Die Menge bewegte sich wie ein einziger Organismus, die Polizeieskorte fliehend, in Richtung des Börsengebäudes. Jimmy konnte kaum glauben, was er da auslöste.

Die Studenten stürmten das Gebäude, in dem auch die IHK-Prüfungen abgehalten wurden, und besetzten sogar das Dach. Es war ein chaotischer, aber irgendwie auch befreiender Moment. Jimmy stand mitten im Geschehen, atmete den Hauch von Revolution ein, der in der Luft lag. Und dann, wie durch ein Wunder, wurde kurze Zeit später das Semesterticket für ganz Hessen eingeführt. Es war ein Sieg, der Jimmy das Gefühl gab, dass Veränderung möglich war, dass man etwas bewegen konnte, wenn man nur laut genug schrie.

Die Zeit, die folgte, war geprägt von ständigem Bahnfahren. Züge wurden zu seinen temporären Wohnzimmern, Bahnhöfe zu Drehkreuzen neuer Abenteuer. Er reiste nach Marburg, wo die engen Gassen und die mittelalterliche Atmosphäre ihn an eine andere Zeit erinnerten. Nach Darmstadt, wo die Technische Universität eine ganz andere Energie ausstrahlte – nüchterner, aber irgendwie auch faszinierend. Nach Kassel, wo die Documenta gerade ihre Spuren hinterlassen hatte und die Stadt von Kunst und Diskussionen vibrierte. Und dann waren da noch die kleineren Städte, die er sonst nie besucht hätte: Gießen, Fulda, Wiesbaden. Jeder Ort hatte seine eigene Geschichte, seine eigene Dynamik, und Jimmy tauchte ein, als wäre er auf einer Entdeckungsreise.

Es war eine Zeit der Parties, der spontanen Begegnungen, des hessenweiten Vernetzens. Jimmy traf Menschen aus den unterschiedlichsten Universitäten und Ausbildungsberufen – angehende Lehrerinnen, die über das System schimpften, Maschinenbau-Studenten, die heimlich Gedichte schrieben, Kunststudentinnen, die die Welt durch ihre Kameras sahen, und Azubis, die von einer besseren Arbeitswelt träumten. Jeder brachte eine neue Perspektive mit, und Jimmy saugte alles auf wie ein Schwamm.

Die Nächte waren lang, oft endeten sie in verrauchten Wohnzimmern, auf Parkbänken oder in überfüllten Zügen, die sie irgendwie zurück nach Frankfurt brachten. Es war eine Zeit, in der die Grenzen zwischen Tag und Nacht verschwammen, in der die Welt größer und gleichzeitig kleiner wurde. Jimmy fühlte sich zum ersten Mal wirklich lebendig, als würde er die Welt erst jetzt entdecken – nicht durch Bücher oder Vorlesungen, sondern durch die Menschen, die er traf, und die Geschichten, die sie erzählten.

Doch trotz all dieser neuen Erfahrungen blieb ein Teil von Jimmy unruhig. Immer wieder schlichen sich Gedanken an sein Lehramtsstudium in seinen Kopf, an die Erwartungen seiner Eltern, an die Frage, wie lange er noch so weitermachen konnte. Seine Mutter, selbst Lehrerin, hatte ihn immer wieder daran erinnert, dass er „etwas Solides“ brauchte, und Jimmy wusste, dass er irgendwann zu dieser Realität zurückkehren musste. Aber nicht jetzt. Noch nicht.

Eines Abends saß Jimmy in einem überfüllten Zug nach Frankfurt, die Beine auf dem Sitz gegenüber, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Draußen zogen die Lichter der Vororte vorbei, und er dachte an all die Menschen, die er in den letzten Wochen kennengelernt hatte. Es war, als hätte er eine neue Sprache gelernt, eine Sprache, die aus Lachen, Diskussionen und manchmal auch aus Schweigen bestand. Er spürte, dass er Teil von etwas Größerem war, auch wenn er nicht genau sagen konnte, was es war.

Als der Zug in den Frankfurter Hauptbahnhof einfuhr, lächelte Jimmy. Die Revolution, von der er manchmal träumte, war vielleicht nicht greifbar, aber sie war da – in den kleinen Momenten, in den Begegnungen, in der Freiheit, die das Semesterticket mit sich brachte. Es war der Beginn einer wunderbaren Zeit, einer Zeit, in der alles möglich schien. Und Jimmy war bereit, sie bis zum Letzten auszukosten.

Doch tief in ihm brodelte auch eine leise Ungewissheit. Wie lange würde diese Freiheit noch dauern? Und was würde danach kommen? Aber für den Moment schob er diese Gedanken beiseite. Er stand auf, schulterte seinen Rucksack und ging hinaus in die Frankfurter Nacht, bereit für das nächste Abenteuer.

Kapitel 6: Engel der Nacht

Diesmal fand die Party in einem verlassenen Hochhaus statt, irgendwo in einer Ecke der Stadt, die niemand mehr wirklich beachtete. Jimmy hatte die Adresse über Umwege bekommen – ein flüchtiger Hinweis in einer WhatsApp-Gruppe, ein paar verschwommene Fotos, die Neugier weckten. Als er ankam, war das Gebäude von außen unscheinbar, fast schon gespenstisch in seiner Stille. Die Fenster waren dunkel, die Wände mit Graffiti übersät, und die Eingangstür stand leicht offen, als würde sie ihn einladen, einzutreten. Irgendwo im dritten oder vierten Stock war die Anlage aufgebaut, und das dumpfe Wummern des Basses drang durch die leeren Stockwerke nach unten, als würde das Gebäude selbst zum Leben erwachen.

Jimmy stieg die Treppen hinauf, jeder Schritt hallte in dem leeren Schacht wider. Die Luft roch nach Staub, Farbe und einem Hauch von Schimmel, aber auch nach Freiheit – einer Freiheit, die nur an Orten wie diesen existierte. Als er den Raum betrat, war er überrascht, wie klein die Gruppe war. Vielleicht nur 30, 50 Menschen, die meisten kannten sich, aber es gab auch ein paar neue Gesichter. Die Atmosphäre war entspannt, fast friedlich, als hätten alle hier eine Art unausgesprochenes Abkommen geschlossen: Hier, in diesen vier Wänden, gab es keine Regeln, keine Erwartungen, nur den Moment.

Ein Bier kostete drei Euro, eine Cola einen Euro fünfzig. Jimmy lächelte, als er das hörte. Es war ein Preis, der fair war, nicht überteuert, aber auch nicht zu billig, als würde man damit sagen wollen: „Wir sind hier nicht kommerziell, aber wir sind auch nicht naiv.“ Er kaufte sich ein Bier, öffnete die Flasche und lehnte sich gegen eine der kahlen Wände. Das Setting der Party war irgendwie dystopisch, aber auf eine Weise, die ihn faszinierte. Die Wände waren mit Graffiti bedeckt, die Deckenlampen fehlten, und das Licht kam von ein paar LED-Streifen, die wild an den Wänden klebten. Es fühlte sich an, als wäre er mitten in einem Rollenspiel wie *Shadowrun* gelandet – abgeranzt, aber doch irgendwie futuristisch. Die Musik, ein mixender Strom aus Drum and Bass, pulsierte durch den Raum, als würde sie den Herzschlag der Nacht bestimmen.

Eigentlich hatte Jimmy sich auf dem Hinweg vorgenommen, sich die Füße wund zu tanzen, sich in der Musik zu verlieren, bis alles andere unwichtig wurde. Doch jetzt, in diesem Moment, spürte er, dass er etwas anderes brauchte. Er wollte nicht einfach nur tanzen, er wollte dieses Gefühl der radikalen Freiheit in sich aufsaugen, es in jeder Faser seines Körpers spüren. Er hatte aufgehört zu kiffen, und zu seiner eigenen Überraschung vermisste er gar nichts. Hier, in diesem Raum, reichten drei Bier und das Wummern des Basses, um ihn in die richtige Stimmung zu bringen.

Er schloss die Augen und ließ den Bass durch sich hindurchfließen. Es war, als würde die Musik ihn tragen, als wäre er Teil von etwas Größerem geworden. Die Menschen um ihn herum waren keine Fremden mehr, sondern Engel der Nacht – Wesen, die sich in dieser dystopischen Welt zurechtfinden, die ihre eigenen Regeln schufen und ihre eigenen

Gesetze brachen. Jimmy fühlte sich wie einer von ihnen, als gehöre er hierher, in diesen Raum, in diesen Moment.

Er öffnete die Augen und sah sich um. Da war eine Frau mit kurzen, neonfarbenen Haaren, die sich im Rhythmus der Musik wiegte, als wäre sie eins mit dem Beat. Ein Typ in einer abgewetzten Lederjacke stand in der Ecke und rauchte eine Zigarette, sein Gesicht im Halbschatten, aber sein Lächeln unverkennbar. Eine Gruppe von Leuten saß auf dem Boden, umgeben von leeren Bierflaschen, und lachte über etwas, das Jimmy nicht hören konnte. Es war ein Bild, das irgendwie perfekt war – chaotisch, aber harmonisch, wie ein Gemälde, das nur in dieser Nacht existierte.

Jimmy nahm einen Schluck von seinem Bier und spürte, wie die Kälte der Flasche seine Hand durchdrang. Er war nicht betrunken, nicht einmal ansatzweise, aber er fühlte sich leicht, als könnte er fliegen. Die Musik, die Menschen, der Ort – alles schien miteinander verschmolzen zu sein, als wäre dies der einzige Moment, der zählte.

Irgendwann später, als die Nacht schon weit fortgeschritten war, lehnte Jimmy sich wieder gegen die Wand und blickte in den Raum. Die Party war immer noch in vollem Gange, aber er spürte, dass er bald gehen würde. Nicht, weil er müde war, sondern weil er wusste, dass dieser Moment nicht ewig dauern konnte. Und vielleicht war das auch das Schöne daran – dass er vergänglich war, wie alles, was wirklich wichtig war.

Als er das Gebäude verließ, war die Luft draußen kühl und frisch. Die Stadt schien still zu sein, als würde sie schlafen, aber Jimmy wusste, dass irgendwo da draußen noch andere Engel der Nacht unterwegs waren. Er lächelte und ging langsam nach Hause, das Wummern des Basses noch immer in seinen Knochen. Es war eine Nacht, die er nicht so schnell vergessen würde.

Kapitel 7: Das heilige Stück Vinyl

Als Jimmy am nächsten Morgen erwachte, fühlte er sich, als hätte der Bass der letzten Nacht sich direkt in seinen Schädel gegraben und dort ein eigenes Echo hinterlassen. Das dumpfe Pochen in seinem Kopf war ihm nur allzu vertraut – eine Mischung aus zu wenig Schlaf, zu viel Nikotin und der ständigen Vibration der tiefen Frequenzen, die sich in seinem Körper festgesetzt hatten. Durch die halb geschlossenen Jalousien drang ein schwacher Streifen Sonnenlicht, der Staubpartikel in der Luft zum Schimmern brachte. Müde streckte er sich, während irgendwo in der Stille seines Zimmers plötzlich das Telefon klingelte.

Er tastete blind nach dem Gerät auf seinem Nachttisch, ohne wirklich aufs Display zu schauen. Sobald er den Hörer an sein Ohr legte, hörte er bereits Thomas' Stimme – wach, aufgeregt, energiegeladen, als hätte er längst mehrere Tassen Kaffee intus.

„Die Schallplatte für Leo ist fertig“, sagte Thomas, und Jimmy konnte das Lächeln in seiner Stimme hören. „Kommst du mit zu ihm?“

Noch halb im Dämmerzustand rieb Jimmy sich die Augen. Er erinnerte sich daran, dass Thomas ihm irgendwann von dieser Frau erzählt hatte – eine Legende aus den Siebzigern, die als eine der ersten in Deutschland Dubplates produziert hatte. „Die gute Frau“, wie Thomas sie nannte, eine Gestalt, die für Jimmy bis jetzt nur aus Erzählungen bestand. Sie war eine dieser Figuren, die im Hintergrund blieben, während sie ganze Generationen von Musikern beeinflussten. Jimmy hatte nie wirklich herausgefunden, wie Thomas sie kannte, aber Thomas war ohnehin immer gut darin gewesen, sich mit den richtigen Leuten zu vernetzen.

„Wenn du mich ungewaschen mitnimmst, dann ja“, murmelte Jimmy, während er sich aus dem Bett rollte und sich mit einer Hand durch sein zerzaustes Haar fuhr. „Aber vorher brauch ich dringend Kaffee.“

Am anderen Ende der Leitung lachte Thomas. „Eine Stunde. Sei bereit.“

Jimmy wusste, dass eine Stunde in Thomas' Zeitrechnung alles bedeuten konnte – von sofort bis irgendwann. Trotzdem zwang er sich, sich wenigstens halbwegs in einen Zustand zu versetzen, der gesellschaftsfähig war. Ein starker Kaffee, drei Zigaretten, ein paar kalte Wasserspritzer ins Gesicht – es war nicht perfekt, aber es würde reichen.

Als Thomas schließlich vorfuhr, war Jimmy bereit, oder zumindest so bereit, wie es unter den gegebenen Umständen möglich war.

Sie fuhren durch das Stadtbild, das sich langsam aus der morgendlichen Trägheit löste. Beide sahen sie aus wie aus einer anderen Zeit gefallen – langes, ungebändigtes Haar, das sich kaum bändigen ließ, und eine gewisse Unbekümmertheit, die in der durchgestylten Welt der elektronischen Musik schon damals aus der Zeit gefallen schien. Thomas' dunkle Locken reichten ihm fast bis auf die Schultern, während Jimmys

Haare in einem wilden Durcheinander über seine Stirn fielen, als hätte er jeden Versuch der Ordnung irgendwann aufgegeben.

Die Fahrt führte sie Richtung Osten, irgendwo zwischen Offenbach und Hanau. Jimmy nahm die Strecke kaum bewusst wahr. Er kannte diese Gegend nicht besonders gut – es war eine jener Zwischenwelten, in denen die Stadt langsam ins Unbestimmte überging, in denen alte Industriebauten, verlassene Gewerbegebiete und vereinzelte Wohnhäuser miteinander verschwammen. Irgendwann fuhren sie in ein Gebiet, das auf den ersten Blick wie ein gewöhnliches Gewerbeareal aussah, doch als sie tiefer in das Gelände fuhren, wurde Jimmy klar, dass dies kein gewöhnlicher Ort war.

„Leo hat sich hier reingesetzt?“ fragte Jimmy, als sie vor dem massiven Bau zum Stehen kamen.

Vor ihnen erstreckte sich ein altes US-Army-Gebäude – riesig, aus Beton, mit schweren, grün gestrichenen Metalltüren, die wie Relikte einer anderen Zeit wirkten. Es hatte diese eigentümliche Atmosphäre, als wäre es ein Ort, der lange darauf gewartet hatte, eine neue Bedeutung zu bekommen, und jetzt Menschen wie Leo aufgenommen hatte.

Thomas grinste und nickte. „Ja, er ist gerade in seiner revolutionären Phase.“

Jimmy musste schmunzeln. Leo war immer derjenige gewesen, der Dinge auf die Spitze trieb – in der Musik, im Leben, in seinen Ideen. Dass er sich jetzt in einem verlassenen Militärgebäude eingenistet hatte, passte irgendwie zu ihm.

Als sie durch die dunklen Flure des Gebäudes gingen, umfing sie eine eigentümliche Stille. Der Beton schluckte jedes Geräusch, und doch drang aus vereinzelten Räumen Musik, verzerrt, gedämpft, als wären die Klänge nur Schatten ihrer selbst. Die langen Gänge schienen ins Ungewisse zu führen, und nur das gelegentliche Flackern einer Glühbirne erinnerte daran, dass hier tatsächlich jemand lebte.

Ein Mann mit blonden Rastas kam ihnen entgegen. Jimmy musterte ihn einen Moment lang, dann fragte Thomas ihn nach Leo. Der Mann nickte nur beiläufig und deutete auf eine Tür weiter hinten im Korridor.

Leos Zimmer war genauso, wie Jimmy es erwartet hatte – spärlich eingerichtet, minimalistisch bis zur absoluten Grenze. Eine einfache Matratze auf dem Boden, ein alter Schreibtisch mit einem großen Rechner darauf, und sonst fast nichts. Die einzige wirkliche Dekoration war der Bildschirm, auf dem ein Trackerprogramm lief – die gleiche Software, die Leo seit Jahren benutzte, um seine Musik zu produzieren.

Als sie eintraten, blickte Leo kurz auf und grinste breit. „Hey“, sagte er nur und ließ die Worte wie eine Mischung aus Begrüßung und Feststellung klingen.

Thomas zog die Schallplatte aus seiner Tasche, hielt sie für einen Moment in die Luft, als würde er eine heilige Reliquie präsentieren. Es war das Vinyl mit dem Stück, das für sie

beide eine Art Meilenstein war – der Track, der auch Thomas' Radiosendung seinen Namen gegeben hatte.

Leo nahm die Platte entgegen, betrachtete sie kurz und nickte dann anerkennend. Es war eine dieser stillen Gesten, die mehr bedeuteten, als jedes Wort es ausdrücken könnte.

Jimmy sah sich im Raum um. Er hatte sich selbst immer als Teil der Szene gesehen, aber nie auf dieselbe Weise wie Leo. Während Leo mit reiner technischer Präzision arbeitete, Code schrieb, Programme entwickelte und sogar eigene Audio-Plugins programmierte, war Jimmy mehr der Forscher. Er suchte nach den Brüchen in der Musik, zerstörte Daten, experimentierte mit Noise, manipulierte Signale, versuchte, versteckte Muster in Hex-Codes zu finden. Sie waren sich in vielen Dingen ähnlich, aber Leo war der bessere Programmierer. Jimmy wusste das. Und er störte sich nicht daran.

Sie blieben nicht lange. Es war weniger ein Besuch als ein stiller Moment der Anerkennung, ein Ritual zwischen Freunden, das nicht viele Worte brauchte.

Als sie wieder nach draußen traten und die kalte Winterluft auf ihre Gesichter traf, blieb Jimmy für einen Moment stehen und sog die Atmosphäre in sich auf.

Es gab Nächte, in denen alles möglich schien. Nächte, in denen Realität und Utopie sich so eng vermischten, dass man nicht mehr wusste, wo das eine aufhörte und das andere begann. Und während sie zurück nach Frankfurt fuhren, mit der Stadtlichtern vor ihnen und der Musik noch immer in ihren Köpfen, spürte Jimmy dieses Gefühl wieder – dieses unbestimmte Wissen, dass sie sich noch immer irgendwo zwischen gestern und morgen befanden.

Und dass der Weg noch lange nicht zu Ende war.

Kapitel 8: Tron

Jimmy befand sich in einer Phase, die von innerer Unruhe und Selbstzweifeln geprägt war. Seine Eltern waren seit zwei Wochen mit seiner Cousine in Sardinien im Urlaub. Vor ihrer Abreise hatte seine Mutter ihn, wie so oft, gefragt, ob er überhaupt noch ernsthaft studiere – eine Frage, die ihn jedes Mal mit einem schlechten Gewissen zurückließ. Diesmal jedoch, getrieben von einer Mischung aus Pflichtgefühl und neu erwachtem Interesse an Mathematik, beschloss Jimmy, tatsächlich die Universität in Frankfurt zu besuchen. Er setzte sich in einen überfüllten Hörsaal, in dem eine Vorlesung über Mengenlehre stattfand. Der Raum war so voll, dass einige Studierende auf dem Boden oder den Treppenstufen sitzen mussten. Jimmy, der sich aus Versehen mitten in die Menge gesetzt hatte, fühlte sich unwohl. Er hasste solche Menschenmassen. Schon damals wusste er, dass er anders war als viele andere, auch wenn er es noch nicht als Autismus bezeichnet hätte. Er konnte nicht genau sagen, ob es die Enge des Raumes oder der Inhalt der Vorlesung war, der ihn abstieß. Irgendetwas veranlasste ihn, Teile des Vortrags auf seinem Handy nachzuschlagen.

Während er sich mit Zahlentheorie beschäftigte, erinnerte er sich an seine Schulzeit in der 11. Klasse. Damals hatte er zusammen mit Gigi und Simon im Informatikunterricht ein stochastisches Verfahren entwickelt. Die drei hatten sich damals selbst unterrichten dürfen, da ihr Tutor, der auch ihr Mathelehrer war, erkannt hatte, dass er ihnen nichts Neues mehr beibringen konnte. Gigi, der regelmäßig die Bestnoten bekam, hatte sogar an „Jugend forscht“ teilgenommen. Er hatte damals eine Tasse auf eine Töpferscheibe gestellt, die Jimmy organisiert hatte, und mithilfe einer Kamera ein 3D-Modell berechnet – eine revolutionäre Methode Ende der Neunzigerjahre. Jimmy fragte sich, wo dieses stochastische Verfahren, das sie damals entwickelt hatten, noch Anwendung fand. Er googelte es und stellte fest, dass die Gründer von Google 1996, nur ein halbes Jahr nachdem Gigi, Simon und er auf dieselbe Formel gekommen waren, ein Patent darauf angemeldet hatten. Dieser Algorithmus war maßgeblich für die Suchmaschine geworden. Jimmy war wütend. 1997 war sein Windows-98-Rechner formatiert worden, während er schlief. Damals hatte er seinen Bruder verdächtigt, der von ihm genervt gewesen war. Jimmys eigenwillige und manchmal obsessive Art hatte oft zu Konflikten in der Familie geführt. Doch jetzt fragte er sich: „Was, wenn ich damals gehackt wurde?“

Er durchforstete seine Erinnerungen, überlegte, in welchen IRC-Chats er damals unterwegs war und mit wem er gesprochen hatte. Plötzlich fiel ihm Tron ein. Ein Jahr vor seinem Abitur hatte er Tron erzählt, dass die Verschlüsselung von PIN-Codes auf Kreditkarten nicht mehr als 128 Bit betrug. Diese Information hatte er von seinem Onkel, der beim Aufbau von Computersystemen für italienische Banken beteiligt war, und aus Gesprächen mit einem ehemaligen Nachbar über den Sohn von anderen Nachbarn, dessen Eltern Patente für Teile von Bankautomaten hielten. Jimmy googelte nach Tron, mit dem er seit Jahren nicht mehr gesprochen hatte, und erfuhr, dass Tron 1998 tot in

einem Berliner Park aufgefunden worden war – erhängt an einem Gürtel, der nicht seiner war und ihm zu groß erschien. Der Chaos Computer Club hatte die Wiederaufnahme der Ermittlungen gefordert, da der Tod als Suizid eingestuft worden war. Für Jimmy war das zu viel. Seine Nerven lagen blank. Panisch verließ er den Hörsaal, mit dem Gefühl, dass alle ihn auslachten. Selbst als er den Raum verlassen hatte, hörte das Flüstern und die Stimmenfetzen nicht auf.

Voller Paranoia machte er sich auf den Heimweg. „Was mache ich jetzt?“, dachte er. Sein Geist war überfordert, er erlebte einen Zustand, den er später als „Hirnsaußen“ bezeichnen würde – eine Art Hörsturz im Gehirn. Zu Hause angekommen, allein im Haus, überkam ihn ein Gefühl der Hilflosigkeit. Er rief seine Eltern an, die ihm erzählten, dass sie im Krankenhaus seien, weil seine Cousine Blut gespuckt hatte. Jimmy wusste um die schwere Krankheit seiner Cousine, die bereits im Alter von vierzehn Jahren diagnostiziert worden war. Er legte auf und fragte sich: „Ich brauche Hilfe, aber wen rufe ich an?“ Der Einzige, der ihm einfiel, war der ehemalige zweite Chef des Labors im Krankenhaus, ein Freund der Familie. Jimmy rief ihn an, und der Mann kam mit seiner Frau sofort vorbei. Doch die Wartezeit kam Jimmy wie eine Ewigkeit vor. Als sie endlich da waren, versuchte Jimmy, seinen Zustand zu erklären, doch seine Worte waren wirr und zusammenhanglos. Die beiden beschlossen, ihn in die Klinik zu bringen.

In der Psychiatrie angekommen, war Jimmy zu erschöpft, um viel zu sagen. Die Ärzte bestanden darauf, dass er blieb, obwohl seine Begleiter ihn eigentlich wieder mitnehmen wollten. Die Gänge der Klinik waren mit Betten gesäumt, einige davon mit seltsamen Gurten versehen. Alles wirkte kalt und fremd. Jimmy fühlte sich an die kalten grünen Türen in Leos neuem Zuhause erinnert. Als man ihm sein Bett zeigte, war er jedoch erleichtert, sich endlich hinlegen zu können. Obwohl er durch das „Hirnsaußen“ nicht schlafen konnte, dachte er nur: „Ich kann nicht mehr. Ich brauche Ruhe.“

Jimmy erwachte am nächsten Morgen aus einem tiefen, fast komatösen Schlaf. Sein Körper fühlte sich schwer an, als hätte ihn ein Lastwagen überrollt, aber das „Hirnsaußen“, das gestern noch wie ein ohrenbetäubender Lärm in seinem Kopf getobt hatte, war nun leiser geworden. Es war immer noch da, ein dumpfes Summen, aber es ließ ihn zumindest denken, ohne dass er das Gefühl hatte, jeden Moment zu explodieren. Sein Magen knurrte laut – er hatte seit Stunden, vielleicht sogar seit einem ganzen Tag, nichts mehr gegessen. Der Hunger trieb ihn aus dem Bett.

Er richtete sich langsam auf und blickte sich in dem kargen Krankenzimmer um. Die Wände waren weiß und kahl, die Fenster ließen trübes Morgenlicht herein. Ein anderes Bett stand im Raum, aber es war leer. Jimmy war allein. Er schwang seine Beine über die Bettkante und spürte, wie der kalte Boden unter seinen nackten Füßen ihn wachrüttelte. Er zog sich seine Schuhe an, die neben seinem Bett standen, und machte sich auf den Weg, etwas Essbares zu finden.

Als er den Flur betrat, fiel ihm sofort die seltsame Stille auf. Es war nicht die beruhigende Art von Stille, sondern eine bedrückende, fast unnatürliche Ruhe. Die Gänge waren leer, bis auf ein paar Patienten, die müde den Gang entlang schlurften. Jimmy folgte dem Geruch von Kaffee, der aus der Ferne zu kommen schien, und landete schließlich vor einem Raum, den er später nur „das Aquarium“ nennen würde. Es war ein kleiner Raum mit einer großen Glasscheibe, durch die man Medikamentenschränke und einen Schreibtisch sehen konnte. Davor standen ein paar Patienten und Patientinnen. Weiter den Gang entlang, so vermutete Jimmy, musste der Essraum sein.

Jimmy blieb stehen und beobachtete die Szene. Einige Patienten standen schweigend vor der Tür und bekamen ihre Medikamente. Jimmy spürte, wie sein Magen erneut knurrte. Er wollte einfach nur ein Stück Brot, etwas, um den Hunger zu stillen. Doch als er sich dem vermeintlichen Essraum näherte, wurde er von einer Pflegerin am Arm sanft festgehalten.

„Wo wollen Sie hin?“, fragte sie streng. „Sie müssen erst Ihre Medikamente nehmen.“

Jimmy zuckte zurück und sah sie entrüstet an. „Bevor ich nicht mit einem Arzt gesprochen habe, nehme ich gar nichts“, sagte er bestimmt. Das leisere „Hirnsaußen“ gab ihm zumindest das Gefühl, dass er heute klarer denken und reden konnte. Er war nicht verrückt, das wusste er. Er war nur in verrückte Situationen geraten, die ihn überfordert hatten.

„Kann ich wenigstens erstmal ein Stück Brot essen?“, fragte er. „Ich würde gerne vorher mit einem Arzt reden.“

„Sie haben doch gestern schon mit einem Arzt gesprochen“, erwiderte die Pflegerin mit einem Tonfall, der zwischen Ungeduld und mütterlicher Strenge schwankte.

Jimmy seufzte. „Ja, aber gestern war ich so fertig, da habe ich keine zwei Sätze sagen können. Lassen Sie mich doch wenigstens frühstücken und dann nochmal mit dem Arzt reden.“

Die Pflegerin öffnete den Mund, um offenbar weitere Widerworte zu geben, doch in diesem Moment bemerkte Jimmy, wie ein anderer Patient, nachdem er seine Medikamente genommen hatte, weiter hinten in einen Raum ging. Jimmy schnitt der Pflegerin das Wort ab und fragte: „Ist da der Essraum?“

Ohne auf eine Antwort zu warten, machte Jimmy sich entschlossen in die Richtung des Raumes. Er sollte recht behalten: Es war tatsächlich der Essraum. Der Raum war hell erleuchtet, die Wände in einem blassen Gelb gestrichen, das an verblichene Sonnenblumen erinnerte. Lange Tische mit weißen Plastikdecken reihten sich aneinander, dazwischen standen einfache Stühle, die an Schulmöbel erinnerten. An einer Seite des Raumes befand sich eine Theke, auf der Thermoskannen, Brotkörbe und kleine Portionspackungen mit Butter, Marmelade und Nutoka standen. Jimmy ging zielstrebig darauf zu, als hätte er diesen Ort schon hundertmal besucht. Er griff nach

einer der Thermoskannen, die er für Kaffee hielt, und schenkte sich eine Tasse ein. Der Geruch war schwach, fast nicht vorhanden, und als er Milch hinzufügte, sah die Flüssigkeit mehr nach einem blassen Beige als nach einem kräftigen Braun aus. Er nahm sich zwei Brötchen aus dem Korb, die erstaunlich frisch aussahen, und ein paar Portionspackungen Nutoka, bevor er sich an einen leeren Tisch setzte.

Jimmy setzte sich auf einen der harten Stühle und nahm einen ersten Schluck von dem, was er für Kaffee hielt. Der Geschmack bestätigte seine Befürchtungen: Das Getränk war wässrig und schwach, fast wie eine Karikatur von Kaffee. Als halber Kaffeesomelier, der sich seit Jahren mit der Kunst des perfekten Kaffees beschäftigte, wusste er sofort, dass dies kein hochwertiger Arabica war – wahrscheinlich nicht einmal koffeinhaltig. Er verzog leicht das Gesicht, aber der Hunger war stärker als seine kulinarischen Ansprüche. Er biss in eines der Brötchen, und sofort breitete sich ein Gefühl der Erleichterung in ihm aus. Es war frisch, weich und hatte eine leicht knusprige Kruste. Er strich etwas Nutoka darauf, und der süße, nussige Geschmack vermischte sich perfekt mit dem Brot. Jimmy aß langsam, fast andächtig, und spürte, wie sein Körper sich langsam beruhigte. Er war still und in sich gekehrt, als würde er jede Sekunde dieses Moments bewusst wahrnehmen. Die Geräusche um ihn herum – das leise Klappern von Geschirr, das Murmeln anderer Patienten – schienen weit entfernt, als würde er sie durch eine dicke Glasscheibe hören. Für einen kurzen Moment fühlte es sich an, als hätte er die Kontrolle zurückgewonnen, als wäre das Chaos in seinem Kopf zumindest für diese paar Minuten in den Hintergrund getreten.

Als Jimmy den Essensraum verließ, wurde er von der Pflegerin abgefangen, die ihn bat, mitzukommen. Die Ärztin habe nun Zeit für ihn. Sie geleitete ihn in einen kleinen, kargen Raum, in dem eine Frau mit dunklen Haaren an einem Schreibtisch saß. Die Ärztin wirkte distanziert, fast abwesend, als sie Jimmy aufforderte, sein Anliegen vorzutragen. Jimmy setzte sich und begann zu erzählen – von der Vorlesung, von seinen Erinnerungen an Gigi und Simon, von dem stochastischen Verfahren, das sie entwickelt hatten, und von seinem Verdacht, gehackt worden zu sein. Er sprach über Tron, über die Verschlüsselung von PIN-Codes und über Trons mysteriösen Tod. Er versuchte, alles so klar und präzise wie möglich zu erklären, in der Hoffnung, dass die Ärztin verstehen würde, dass er nicht verrückt war, sondern in eine verrückte Situation geraten war.

Doch je länger er redete, desto mehr merkte er, dass die Ärztin kaum zuhörte. Sie nickte ab und zu, aber ihre Blicke schweiften immer wieder zu ihren Unterlagen, als wäre sie mehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt als mit dem, was Jimmy sagte. Als er schließlich fertig war, sagte sie nur knapp: „OK, dann bleiben wir bei der Medikation.“ Jimmy war perplex. „Was meinen Sie? Was ist das für eine Medikation und wofür? Wie heißt das Medikament?“, fragte er scharf. Die Ärztin lehnte sich zurück, mit einer abwertenden Körperhaltung, und antwortete: „Wenn Sie es wirklich wissen wollen, es heißt Risperdal. Ich glaube, Sie haben eine drogeninduzierte Psychose.“

Jimmy war aufgebracht. „Drogen? Außer Kaffee und Zigaretten nehme ich seit Monaten keine Drogen. Ich bestehe auf einen Drogentest.“ Die Ärztin zuckte mit den Schultern, als wäre seine Forderung belanglos, aber sie willigte ein. Gesagt, getan – Jimmy wurde Blut abgenommen. Das Ergebnis des Tests war negativ, und er besitzt den Beweis dafür bis heute. Doch trotz des negativen Ergebnisses hielt die Ärztin an ihrer Diagnose fest: drogeninduzierte affektive Psychose. Für Jimmy war das unfassbar. Er hatte monatelang keine Drogen konsumiert, und dennoch wurde ihm dieser Stempel aufgedrückt. Man sagte ihm praktisch, er fantasiiere, obwohl er sich bei den Computer- und Mathematikthemen, über die er gesprochen hatte, absolut sicher war. Diese Themen waren für ihn real, und sie waren einer der vielen Ursprünge seiner späteren Nervenzusammenbrüche. Die Tatsache, dass die Ärztin dies ignorierte, verärgerte ihn zutiefst und legte den Grundstein für seine Abneigung gegen die sogenannte „Hilfe“ der Psychiatrie.

Rückblickend würde Jimmy eher traumatische Erlebnisse und Situationen als den Ursprung seiner Krisen ausmachen – nicht den Drogenkonsum, den er in seiner Pubertät betrieben hatte. Er sah darin eher ein sekundäres Problem. Viel mehr prägten ihn Ereignisse wie der Tod des Cousins seines Vaters, der ertrunken war, nachdem dieser dem fünfjährigen Jimmy gesagt hatte: „Geh nicht ins Wasser, hier ist es zu gefährlich.“ Oder der Betrug seiner ersten festen Freundin, die ihn mit jemandem aus seinem Matheleistungskurs betrogen hatte – im selben Jahr, in dem er das letzte Mal mit Tron gesprochen hatte. Derjenige mit dem ihm seine erste feste Freundin betrogen hatte, hatte ihm später eine Pistole an den Kopf gehalten, als Jimmy ihn zur Rede stellte, warum er ihm seine Freundin ausgespannt hatte und dennoch erwartete, dass Jimmy ihm beim Umzug half. Diese Ereignisse hatten Jimmy so mitgenommen, dass er 185 Tage vor dem Abitur komplett schwänzte und nur durch eine Ausnahmeregelung, nachdem er sich seinem Rektor anvertraut hatte, zum Abitur zugelassen wurde.

Solche traumatischen Erfahrungen wogen in Jimmys Augen schwerer als der Drogenkonsum, der vielleicht schädlich für ein Gehirn in der Entwicklungsphase war, aber nicht die Wurzel seiner Probleme darstellte. Wenn überhaupt, war es ein Wechselspiel aus äußeren Umständen und inneren Konflikten. Dass die Ärztin trotz des negativen Drogentests an ihrer Diagnose festhielt, machte Jimmy fassungslos. Er war es gewohnt, dass kaum jemand in seiner Familie verstand, was er wirklich am Computer machte, aber diese Form der Ignoranz seitens der Ärztin war für ihn unbegreiflich. Sie war nicht nur eine Ablehnung seiner Realität, sondern auch eine Abwertung seiner Intelligenz und seines Wissens. Für Jimmy war dies der Beginn eines tiefen Misstrauens gegenüber der psychiatrischen Welt – einer Welt, die er als oberflächlich und ignorant empfand, anstatt als hilfreich und verständnisvoll.

Widerwillig, aber verärgert, nahm Jimmy die Tabletten nun jeden Morgen ein. Eigentlich hatte er erwogen, sie unter die Zunge zu legen und später ins Klo zu spülen, doch als er die erste Dosis erhielt, merkte er schnell, dass diese Tabletten sich bei Kontakt mit Speichel sofort im Mund auflösten. Es gab kein Verstecken, kein Tricksen – die Medikation war unausweichlich. Er bekam Tavor als Dauermedikation und Risperdal, zwei Substanzen, die ihn sowohl beruhigen als auch stabilisieren sollten, wie man ihm erklärte. Doch für Jimmy fühlte es sich an, als würde man ihm damit nicht nur seine Unruhe, sondern auch einen Teil seiner Persönlichkeit nehmen. Er fühlte sich fremdbestimmt, als wäre er nicht mehr Herr über seinen eigenen Geist.

Eine Woche später kehrten seine Eltern aus dem Urlaub zurück. Sie holten ihn in Begleitung der beiden Freunde ab, die ihn damals in die Klinik gebracht hatten. Die Stimmung war angespannt. Seine Eltern wirkten erschöpft, nicht nur von der langen Reise, sondern auch von der Sorge um Jimmys Cousine, deren Gesundheitszustand sich während des Urlaubs verschlechtert hatte. Der doppelte Stress – die Krankheit der Cousine, Jimmys Aufenthalt in der Klinik und die allgemeine Belastung – hatte sie sichtlich mitgenommen. Sie bestanden darauf, dass Jimmy ab sofort regelmäßig zu Psychiatern in einer psychiatrischen Ambulanz gehen sollte. Es war keine Bitte, sondern eine Forderung, die mit besorgten Blicken und einem Unterton von Hilflosigkeit vorgetragen wurde.

Jimmy willigte ein, allerdings weniger aus Überzeugung, sondern vielmehr aus einer Mischung aus schlechtem Gewissen und dem Wunsch, weitere Diskussionen zu vermeiden. Sein Studium war ohnehin ins Stocken geraten, ein Lotterleben, das er selbst nicht mehr rechtfertigen konnte. Vielleicht, so dachte er, könnte ihm die Ambulanz dabei helfen, wieder Struktur zu finden – auch wenn er den psychiatrischen Ansatz, der ihm bisher begegnet war, zutiefst skeptisch betrachtete. Er hatte das Gefühl, dass man ihn nicht verstand, dass man seine Probleme auf Drogenkonsum und Psychose reduzierte, anstatt die wahren Ursachen – die traumatischen Erlebnisse, die ihn geprägt hatten – zu ergründen.

Doch Jimmy wusste auch, dass er keine Wahl hatte. Seine Eltern waren am Ende ihrer Kräfte, und er selbst fühlte sich wie in einem Strudel aus Ohnmacht und Wut. Also nahm er die Medikamente, ging zu den Terminen in der Ambulanz und versuchte, sich anzupassen – auch wenn er innerlich weiterhin rebellierte. Für ihn war klar: Die Tabletten und die Therapie waren nur ein vorübergehendes Mittel, ein Kompromiss, den er einging, um Zeit zu gewinnen. Er wollte nicht für immer in diesem System gefangen sein, das ihn als „Patient“ etikettierte, anstatt ihn als Mensch zu sehen. Doch vorerst blieb ihm keine andere Wahl, als den Weg mitzugehen, den andere für ihn geplant hatten.

Kapitel 9: Macht durch Abhängigkeit

Jimmy saß auf dem Revier 19, ziellos und ausgebrannt. Die Bahnfahrt durch die Gegend hatte ihn nicht beruhigt, sondern nur noch mehr in seine Gedanken verstrickt. Sein Gesicht verriet deutlich, wie fertig er war – die Augen müde, die Schultern schwer, als trüge er die Last der Welt. Er dachte daran, was er seiner Mutter gesagt hatte: „*Die Zeit heilt keine Wunden.*“ Und doch versuchte er sich einzureden, dass er noch lebte, dass er noch irgendwie weitermachen konnte. Aber wie? Wie sollte er dieses Chaos in seinem Kopf loswerden, dass seine Seele bei lebendigem Leib zu verschlingen schien?

Wochen zuvor, nach einem weiteren Streit mit seinen Eltern über sein zielloses Studium, war Jimmy wütend aus dem Haus gestürmt. Er hatte die Tür hinter sich zugeknallt und war einfach losgelaufen, ohne Ziel, ohne Plan. Sein Rucksack mit der Kamera baumelte an seiner Seite, als er am Rand der Gleise stehen blieb. Der Gedanke, dass alles ein Ende haben könnte, war verlockend. Er setzte sich auf die Gleise, das Chaos in seinem Kopf schrie nach Ruhe. Doch ein Passant hatte ihn im letzten Moment von den Schienen gezerrt, gerade als der Zug einfuhr. Jimmy stand wieder auf dem Bahnsteig, zitternd, verwirrt, aber irgendwie auch erleichtert. „Lass es auf dich zukommen“, flüsterte die Stimme in seinem Kopf. „Gut, ich lass es geschehen ... aber ich habe eigentlich gar keinen Bock drauf!“, antwortete er laut. Der Passant sah ihn besorgt an, aber Jimmy sagte kein Wort. Was sollte er auch sagen? „Danke“? Oder sollte er ihm seine ganze Geschichte erzählen? Wo sollte er da überhaupt anfangen?

In Mainz stiegen beide aus. Der Passant verschwand in der Nacht, und Jimmy blieb allein zurück. Es fuhr kein Zug mehr zurück. Was sollte er jetzt tun? Die Straße schien keine Lösung zu sein – es war kalt, und Jimmy fühlte sich verloren. Er sah eine Gruppe von acht Jugendlichen, die neben dem Bahnhofsvorplatz Karten spielten. Sie wirkten wie eine bunte Mischung aus verschiedenen Ländern, und Jimmy näherte sich ihnen zögerlich. Wie sich herausstellte, kamen sie tatsächlich vom großen Kontinent: Sam aus Kanada, Chris aus Amerika und José aus Mexiko. Sie studierten in Oestrich-Winkel alle etwas mit Schwerpunkt Wirtschaftswissenschaften und schienen aus wohlhabenden Familien zu stammen.

Das Kartenspiel, das sie spielten, war Jimmy völlig fremd. Sie erklärten es ihm mit viel Geduld, aber er verstand es bis heute nicht wirklich. Sam erzählte, dass sie nur auf eine Gelegenheit warteten, zum Flughafen zu kommen, und die Zeit mit Kartenspielen totschlagen wollten. Gegen vier Uhr morgens näherte sich ihnen eine italienische Frau um die fünfzig. Jimmy, halber Sarde, begann ein Gespräch mit ihr, bei dem sich auch Chris beteiligte. Die Frau erzählte, dass sie nach Italien wollte, aber mit dem Zug. Während des Gesprächs rollte sie einen Joint, den sie mit Chris und Jimmy teilte, und gab Chris eine Fünfzigpfennigmünze. Zwei Minuten später tauchte ein sehr dünner, schlaksiger Junge mit einer Baseballmütze auf, auf der „CHE“ stand. Die Frau und der Junge verschwanden in Richtung Gleise.

In diesem Moment fasste Jimmy den Mut und fragte die Gruppe, ob er mit nach Rom dürfe. José grinste und sagte: „In Rom fängt der Spaß an“, und nickte zustimmend. Jimmy spürte einen Funken Hoffnung, einen Hauch von Abenteuer, der ihn aus seiner Lethargie riss. Vielleicht war das der Ausweg, den er brauchte – eine Flucht in eine andere Welt, weit weg von den Erwartungen seiner Eltern, den Vorwürfen und dem Chaos in seinem Kopf. Rom klang wie ein Neuanfang, ein Ort, an dem er vielleicht wieder zu sich selbst finden konnte.

In Rom-Ciampino angekommen, stand Jimmy plötzlich allein da. José, der noch an der Busstation gewartet hatte, war verschwunden, als Jimmy vom Klo zurückkam. Deprimiert und erschöpft wankte er zurück zu den Nasszellen. Ihm war eine Tür aufgefallen, an der Griff und Schloss ausgesägt waren. „Vielleicht kann ich mich hier verstecken und zur Ruhe kommen“, dachte er und betrat den Raum. Vor ihm öffnete sich ein langer Gang. Zur Linken gab es zunächst keine Tür, aber dann sah er mehrere graue Spinde, alle offen. Jimmy nahm einen grauen Trenchcoat und zog ihn an. Die schwarze Baseballmütze ließ er liegen. Er griff auch nach einem Regenschirm und stand plötzlich vor einem Sicherungskasten. „OK, ich weck die jetzt auf!“, murmelte er, zählte „ENEMENEMU“ und klappte die größte Sicherung auf Null.

Mit den Ohrstöpseln seines MP3-Players im Ohr und tanzenden Schritten betrat Jimmy die mittlerweile dunkle Check-in-Halle. Niemand schien ihn zu beachten. Nach einer halben Stunde gab er auf. „Wenn schon, denn schon“, dachte er und begab sich direkt zum Büro der Carabinieri, die er immer wieder „Cagabichieri“ nannte. Sie fragten, was er wolle. „Aqua“, antwortete Jimmy. Er trank die Flasche Wasser in einem Zug leer und schrie dann: „Cosi non si fa ... Cosi non si fa ... Cosi non si fa ...!“ Danach atmete er tief durch.

Der Anführer der Carabinieri hatte inzwischen Jimmys goldenes Telefonbuch in der Hand und sagte: „Maria, vedo un paio di sette qui.“ Jimmy verstand nicht genau, was das bedeutete, aber er spürte, dass die Situation außer Kontrolle geriet.

Als Jimmy in der Klinik in Frascati ankam, war das Erste, was er hörte, das Schreien einer Frau, die in einem Zimmer eingesperrt war und immer wieder gegen die Tür des Isolierzimmers hämmerte. Er durfte im abgesperrten Bereich draußen eine Zigarette rauchen. Dort traf er auf eine Patientin namens Angela, mit der er sich kurz unterhielt. Doch die Ruhe währte nicht lange. Sobald er zurück im Gebäude war, forderten ihn zwei Pfleger auf, zwei Becher mit einer gelblich bis braunen und einer klaren bis milchigen Flüssigkeit zu trinken. Widerwillig gehorchte er. Heute vermutet er, dass das eine Atosil und das andere Haloperidol war. Als er spürte, wie sein Gehirn innerlich krampfte und sich regelrecht verknotete, kam ihm der Gedanke an Flucht. Auch wenn er im zweiten Stock war – wenn er sich im Raucherbereich hochzog und vorsichtig auf den äußeren Mauersims hängte, wäre es nur ein einziges Stockwerk, das er fallen würde. Er ging raus, zündete sich eine Zigarette an und setzte sein Vorhaben um, als die anderen Patienten zurück ins Gebäude gingen.

Der Aufprall war härter, als er gedacht hatte. Beide Knie schmerzten höllisch. Er versuchte wegzulaufen, aber durch die Schmerzen und die Wirkung des Haloperidols war er sehr langsam. Die Pfleger holten ihn schnell ein.

Eine Woche später erwachte Jimmy aus einer Fixierung. Neben seinem Bett lag eine Tafel Schokolade. Er hatte seinen italienischen Cousin in Turin angerufen, bevor er den Entschluss zum Fluchtversuch gefasst hatte, und ihn um Hilfe gebeten. Dabei hatte er wohl gesagt, er solle Schokolade mitbringen, als dieser gefragt hatte, ob er irgendwelche Sachen bräuchte. Den Besuch seines Cousins hatte er vor lauter Schlafen und Psychopharmaka nicht mitbekommen. So zgedröhnt, wie er war, konnte er sich in diesem Moment nicht mehr daran erinnern, und so wunderte er sich über die Schokolade. Als er die Tür öffnete und hinausschritt, traute er seinen Augen nicht. Die Glasfront vor ihm war zerbrochen, ein großes Stück fehlte. Langsam und wankend näherte er sich dem Licht und blickte hinunter. Unten lag die Frau mit den kurzen dunklen Haaren, die bei seiner Ankunft schreiend gegen die Tür des Isolierzimmers geschlagen hatte – tot. Eine Pflegerin rief von unten: „Wirf das Laken runter.“

In diesem Moment hörte Jimmy auf, nachts zu träumen. Die Realität war schlimm genug.

José hatte vor der Reise gesagt: „In Rom fängt der Spaß an.“ Doch das hier war definitiv kein Spaß. Jimmy hatte schon so einiges im Leben erlebt, aber selbst in seinem desolaten, mit Psychopharmaka zgedröhnten Zustand wusste er: Tiefer fallen ging nicht. Die Erlebnisse in der Klinik in Frascati hatten ihn zutiefst erschüttert. Der Tod der Mitpatientin, die Fixierungen, die medikamentöse Behandlung – all das hatte ihn an den Rand seiner psychischen Belastbarkeit gebracht.

Kurze Zeit später erschien sein Vater, um ihn abzuholen. Sichtlich aufgebracht, sowohl über Jimmy als auch über das Klinikpersonal, verhandelte er mit den Pflegern über Jimmys Freilassung. Sein Cousin hatte ihm offenbar von der Fixierung berichtet, und Jimmys Vater war wütend über die Zustände in der Klinik. Als Jimmy ihm dann auch noch vom Tod der Mitpatientin erzählte, war das der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Sein Vater brüllte das Personal an, seine Stimme hallte durch die Gänge der Klinik. Es war ein Ausbruch voller Wut und Hilflosigkeit, der die ganze Frustration über die Situation entlud.

Die Rückreise war geprägt von Schweigen und angespannter Stille. Jimmy konnte das Erlebte nicht mehr loslassen. Die Bilder der Frau, die gegen die Tür des Isolierzimmers geschlagen hatte, und ihr Tod verfolgten ihn. Als er dann im Internet las, dass die Klinik in Frascati geschlossen werden sollte, weil ein Demenzkranker namens Mastrogiovanni bei einer Fixierung gestorben war, wurde ihm klar, wie tief das System versagt hatte. Mastrogiovanni, typisch für Demenzkranke, hatte sich gegen die Behandlung gewehrt und war genau dort eingewiesen worden, wo Jimmy Wochen zuvor gewesen war. Nur durch versteckte Kameras der Verwandten waren die Umstände seines Todes ans Licht gekommen und bis ins italienische Fernsehen gelangt.

Jimmy fühlte sich verpflichtet, bei der Polizei eine Aussage zu machen. Er wollte, dass die Wahrheit ans Licht kam, dass die Zustände in der Klinik nicht ungesühnt blieben. Doch als er auf dem Revier 19 ankam, war die Atmosphäre alles andere als ermutigend. Hinter dem Polizisten am Schrank klebte ein Aufkleber, auf dem nur „Halt“ stand. Der Rest war abgerissen. Die Reaktion des Polizisten war gleichgültig, fast abweisend. Jimmy spürte, dass seine Worte hier nicht viel bewirken würden. Bis heute weiß er nicht, ob seine Aussage jemals nach Italien gelangt ist.

Das war der Grund, warum er jetzt hier war – auf dem Revier 19, ziellos, verbittert und voller Fragen. José hatte gesagt, in Rom fange der Spaß an, aber für Jimmy hatte Rom nur Schmerz und Verzweiflung gebracht. Er hatte gehofft, einen Neuanfang zu finden, stattdessen war er tiefer gefallen, als er es je für möglich gehalten hätte. Und jetzt, allein auf dem Revier, fragte er sich, ob es überhaupt einen Weg zurück gab – zurück zu einem Leben, das nicht von Psychopharmaka, Fixierungen und gebrochenen Träumen geprägt war.

Kapitel 10: Taube Ohren

Die nächsten Wochen und Monate vergingen zäh und waren geprägt von Ritualen, die Jimmy in eine Art tranceähnlichen Alltag zwangen. Die Universität besuchte er nicht mehr. Zwar war er noch eingeschrieben, aber das lag einzig und allein am Semesterticket, das ihm die Möglichkeit gab, die Region zu durchqueren, ohne zusätzliche Kosten. Programmierprojekte, die ihn einst begeistert hatten, lagen brach. Die Musik war das Einzige, was ihm geblieben war. Nach dem Frühstück mit seinen Eltern zog er sich meist in sein Zimmer zurück, schloss die Tür und tauchte in Klänge ein – mal hörte er Musik, mal machte er selbst welche. Es war sein Rückzugsort, sein Schutzraum vor einer Welt, die er nicht mehr verstand und die ihn nicht mehr verstehen wollte.

Von seinen ehemaligen Freunden hörte er kaum noch etwas. Die Kontakte waren abgerissen, als hätte sein Leben eine Wendung genommen, die sie nicht nachvollziehen konnten oder wollten. Alle zwei Wochen ging er in die Ambulanz, ein Ritual, das er hasste, aber dem er sich fügte. Die Gespräche mit seiner Behandlerin verliefen immer nach dem gleichen Muster: Nach etwa 15 Minuten belangloser Unterhaltung – denn in Jimmys Leben passierte kaum noch etwas, worüber er hätte berichten können – schielte die Psychologin auf die Uhr an der Wand und beendete das Gespräch mit den Worten: „Wir müssen zum Ende kommen.“ Meist druckte sie ihm ein Rezept aus, das von einem anderen Behandler unterschrieben wurde, und schickte ihn wieder auf seinen Weg.

Jahre später sollte Jimmy erfahren, dass diese Behandlerin nicht einmal eine klinische Ausbildung hatte. Vor einer mitgebrachten Zeugin gab dies sie zu. Rechtlich hätte sie lediglich als Beraterin in Unternehmen arbeiten dürfen oder Teamfindungsseminare hätte geben können oder maximal als Sozialarbeiterin in einer Tagesstätte arbeiten dürfen. Therapeutische Arbeit wäre ihr eigentlich untersagt gewesen. Diese Erkenntnis warf ein bezeichnendes Licht auf die Qualität der „Hilfe“, die Jimmy all die Jahre erhalten hatte. Die Psychologin redete alles, was Jimmy erzählte, klein. Selbst scheinbar belanglose Details, wie die Tatsache, dass sein Onkel für das hessische Straßenbauamt gearbeitet hatte und Geheimnisträger war – er verwaltete unter anderem Akten über die Sprengplätze von Brücken –, wurden in den Akten als psychotisch oder narzisstisch eingestuft. Narzissmus, so erfuhr Jimmy später, wurde vor einigen Jahren aus dem ICD-10 gestrichen und im ICD-11 komplett neu verortet. Diese Diagnose existierte offiziell gar nicht mehr, doch sie hatte sich tief in Jimmys Akten eingebrannt.

Was Jimmy jedoch am meisten ärgerte, waren die ständigen Hinweise auf eine Werkstatt für Behinderte oder betreutes Wohnen. Niemand sagte es explizit, aber die Botschaft war klar: Man wollte ihm das Arbeiten regelrecht ausreden. Seine eigenen Erlebnisse, seine Fähigkeiten und seine Geschichte spielten in der Beurteilung seiner Situation kaum eine Rolle. Stattdessen wurde er immer weiter in die Ecke des „chronisch Unheilbaren“ gedrängt.

Eines Tages, als Jimmy in der Ambulanz laut wurde und sagte: „Auf so eine Scheiße kann ich verzichten. Ich will diesen Dreck nicht mehr fressen!“, eskalierte die Situation. Die Eingangstür wurde verschlossen, die Polizei und ein Krankenwagen wurden gerufen. Für Jimmy, der zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, dass seine Behandlerin keine klinische Ausbildung hatte, war dies der Moment, in dem auch das letzte bisschen Vertrauen in die „ambulante Hilfe“ zerbrach. Er beschloss, von nun an nur noch das zu erzählen, was ihm im Leben einen Vorteil verschaffte. Die Vorstellung, dass eine Gesprächstherapie so etwas sein könnte, wie man es aus Filmen kennt – vielleicht keine Couch, aber zumindest ein Ort des Verständnisses und der Heilung –, hatte er endgültig begraben.

Jimmy hatte verstanden: „Nur ein kranker Patient ist ein guter Kunde.“ Das System war nicht darauf ausgerichtet, ihn zu heilen, sondern ihn in Abhängigkeit zu halten. Und so zog er sich weiter zurück, in seine Musik, in seine Rituale, in eine Welt, die er selbst kontrollieren konnte – auch wenn sie immer kleiner wurde.

Kapitel 11: Der luftleere Raum

Es war eine dieser Einweisungen, die von der Ambulanz initiiert und durchgesetzt wurden. In einer seiner Sitzungen hatte man Jimmy so lange bearbeitet, bis er schließlich zustimmte. Die ständigen Erinnerungsfetzen, die ihn seit Tagen verfolgten, ließen ihn nicht schlafen. Er bat nur darum, erst nach Hause gehen zu dürfen, um eine Tasche zu packen. Zwei Stunden wollte er haben, um sich mit seinen Eltern zu beraten. Doch noch während er mit ihnen am Küchentisch saß und stammelnd Sätze wie „Eigentlich will ich das nicht“, „Die fixieren mich eh nur wieder“ und „Aber ich weiß nicht, wie ich anders zur Ruhe kommen soll“ hervorbrachte, klingelte es an der Tür. Vor ihm standen zwei Polizist*innen und ein Rettungswagen.

Man hatte in der Ambulanz offenbar die Sorge, Jimmy könne wieder ziellos mit der Bahn davonfahren. Drinnen am Küchentisch, die Polizist*innen stehend, seine herzkrankte Mutter hilflos den Beamt*innen zuhörend, wollte Jimmy in seiner Jeans sitzend nach einem Taschentuch greifen. In diesem Moment griff eine Beamtin an ihr Halfter und schrie: „Hände, wo ich sie sehe!“ Total perplex und schockiert fragte Jimmys Mutter: „Was soll das? Sehen Sie nicht, dass er nur nach einem Taschentuch greifen will?“ In diesem Moment wurde Jimmy und auch seiner Familie klar, dass es keine Entscheidungsfreiheit gab. Die Einweisung war keine Option, sondern eine Anordnung. Durch solche Momente wurde Jimmy deutlich, dass das privatisierte Psychiatriesystem Teil der staatlichen Ordnungsmacht war.

Angekommen auf der Station 13, in Begleitung seiner „beliebten Freunde“ – den Polizist*innen –, meldete er sich brav an, zeigte seine Papiere, darunter eine Patientenverfügung, und wies darauf hin, dass er eine gewisse Abneigung gegenüber dem allseits beliebten Zwang hatte. Nachdem er sein Zimmer gezeigt bekam, ging er frohen Mutes in den Raucherraum. Auf dem Weg dorthin grüßte er Charlie, der ihm in den Raucherraum folgte. Bei einer gemeinsamen Zigarette tauschten sie die aktuellen Neuigkeiten aus.

Der erste Tag verlief ruhig und schon leicht besinnlich. Nachts blieb Jimmy im Aufenthaltsraum wach, rauchte hier und da eine Zigarette und hörte Musik mit seinem MP3-Player. Gegen 1:30 Uhr ging er zur Rezeption und fragte, ob er zur Beruhigung ein koffeinhaltiges Getränk, am besten warm, haben könne. Er wollte sich hinsetzen und seine Gedanken aufschreiben. Doch ihm wurde mitgeteilt, dass Koffein zu dieser Uhrzeit leider nicht im Sortiment der Speisekarte vorhanden sei. Frustriert ging Jimmy auf sein Zimmer, wo er von unrhythmischen Schnarchen begrüßt und folglich wachgehalten wurde.

Gegen 3:30 Uhr, völlig entnervt, ging Jimmy zum „Aquarium“, wo die Rezeptionistin gerade die Abrechnung und das zweite Frühstück vorbereitete. „Guten Morgen, Frau R., hätten Sie vielleicht Ohropax und einen Baldriantee für mich?“, fragte er. Am Eingang saß ein „Neuer“ in Begleitung der allseits beliebten Freunde. In Begleitung von Frau R. ging

Jimmy in die Küche und half beim Vorbereiten des Frühstücks. Er machte sich einen Baldriantee und ging dann in den Raucherraum, wo sich mittlerweile der Neue befand. Jimmy gab ihm Feuer und stellte sich vor. Schweigend zogen sie den Rauch in die Lungen, obwohl man im Raum allein durch die Anwesenheit genug Nikotin hätte abbekommen können.

Beim Hinausgehen aus dem Raucherraum kam ein weiterer Schlafloser herein. Die Station lebte, Tag und Nacht. Es herrschte eine gewisse Stille, die urplötzlich in rechtes Leben umschlagen konnte. Die Atmosphäre war meist depressiv, und es hing immer ein gewisser Hauch von Angst in der Luft. Jeder beobachtete jeden. Diejenigen, die öfter da waren und sich kannten, begrüßten sich meist freudig, und unter den Rauchern herrschte ein ungeschriebener Codex: *Was im Raucherraum passiert, bleibt im Raucherraum.*

Ein weiterer Grund, warum Jimmy nicht schlafen konnte, war: Es gab mal wieder jemanden, der das Bett nicht verlassen konnte und seiner Wut und Hilflosigkeit in unregelmäßigen Abständen Ausdruck verlieh – durch Stöhnen, Fluchen, Flehen, Betteln, Bitten, Weinen. Die Geräusche drangen durch die Wände und hielten Jimmy wach. Also setzte er sich vor das „Aquarium“ und suchte die nicht vorhandenen Fische im Großen. Er dachte darüber nach, was wohl der Putzerfisch im Kleinen denken würde. „Hat er auch das Verlangen, das Aquarium zu verlassen?“, fragte er sich. Im Großen saß Frau R. und schrieb Kurven in ihre Unterlagen. Währenddessen überlegte Jimmy, ob er die Situation nutzen sollte, den heimlich mitgebrachten Segufix-Schlüssel zu benutzen und den Ärmsten aller Armen von seinem Leid zu erlösen. Noch in Gedanken versunken, öffnete sich die Pforte, und die Frühschicht kam herein. Jimmy verwarf den Gedanken an die subversive Befreiungsaktion und ging erneut in den Raucherraum.

Als Jimmy zurück zum Aquarium kam, saß eine Neue dort und wartete darauf, die Begrüßungspapiere auszufüllen und den AVD (ärztlichen Vertretungsdienst) zu treffen. Der Blick trügte nicht: Die Neue war entweder zum ersten Mal da oder nur sehr selten. Dragi war inzwischen auch aufgestanden. Es war etwa 6 Uhr morgens. Dragi und Jimmy stellten sich gemeinsam an den Eingang des Aquariums und gingen ihrer Lieblingsbeschäftigung nach: dem Personal gehörig auf den Wecker gehen.

Jimmy aß zum Frühstück ein Nutoka-Brötchen, fragte wie immer absichtlich nach Erdnussbutter – die es nie gab – und ließ beim Weg auf sein Zimmer einen Löffel mitgehen. Nachdem er ihn in seinem Zimmer verstaut hatte, ging er in den Ausgang, um sich Zigaretten zu holen. Außerdem wollte Jimmy ins Haus 9 zu Herrn Glasmann. Jemand aus seiner Gruppe hatte sich ein paar Monate zuvor das Leben genommen, und Herr Glasmann hatte ein halbes Jahr zuvor die Pefi-Gruppe mitgeleitet. Mit einem unruhigen Gefühl klingelte Jimmy im zweiten Stock des Haus 9.

Das Gespräch mit Herrn Glasmann verlief wie immer aufbauend und gut. Die Freundlichkeit und die positive Art von Herrn Glasmann brachten schneller als gedacht

gute Laune, ein ruhiges Gefühl und Gelassenheit zurück. Jimmy spürte, wie sich die Anspannung in seinem Körper langsam löste. Herr Glasmann hatte eine Art, zuzuhören und zu antworten, die Jimmy das Gefühl gab, verstanden zu werden – etwas, das er in der Ambulanz und auf Station 13 oft vermisste.

Doch selbst nach diesem Gespräch wusste Jimmy, dass die Ruhe nur von kurzer Dauer sein würde. Die Station, die Ängste, die Depressionen und die ständige Beobachtung würden ihn bald wieder einholen. Aber für diesen Moment, in dem er bei Herrn Glasmann saß, konnte er durchatmen. Es war ein kleiner Lichtblick in einer Welt, die oft so dunkel und luftleer schien.

Die Geschichte von Dennis lastete schwer auf Jimmy. Dennis, ein Mitpatient aus seiner Therapiegruppe, hatte während seines letzten Aufenthalts auf dieser Erde verzweifelt seinen Vater angerufen und gesagt: „Die bringen mich um.“ Als sein Vater eintraf, fand er nur noch die Leiche von Dennis am Boden vor dem Stationsgebäude. Der Polizeibericht behauptete, Dennis habe das Fenster mit Gewalt geöffnet und sei dann aus dem Fenster gesprungen. Doch Jimmy zweifelte daran – und er war nicht der Einzige. Auch Dennis' Vater glaubte nicht an diese Version der Ereignisse.

Jimmy hatte nach dem Vorfall sowohl Dennis' Vater als auch den Klinikleiter informiert, dass die Fenster auf Station 13, nicht so einfach mit Gewalt zu öffnen waren. Er wusste das aus eigener Erfahrung. Bei einem seiner ersten Aufenthalte auf der 13.1 – die, anders als die 13.3 im zweiten Stock, im Erdgeschoß lag, aber mit baugleichen Fenstern ausgestattet war – hatte sein Zimmerkollege, der alkoholkrank war, immer wieder die Fensterdichtung herausgeschält und die Glasscheibe vorsichtig angehoben, um nächtliche Ausflüge zu unternehmen. Er nannte es seine „Station 14“ – eine Kneipe in der Nähe. Jimmy hatte ihn einmal dabei erwischt, aber ihn nicht verraten. Damals dachte er, das Wissen darüber, wie man die Fenster öffnete, könnte irgendwann nützlich sein.

Mit Gewalt ließ sich eines dieser Fenster sicher nicht öffnen. Entweder der Polizeibericht war ungenau – oder er war gefälscht. Jimmy konnte sich nicht vorstellen, dass Dennis, der in seinen letzten Tagen so verzweifelt und ängstlich gewirkt hatte, die Kraft und die Ruhe gehabt hätte, das Fenster gewaltsam zu öffnen. Die Geschichte passte nicht. Sie war zu glatt, zu bequem. Und sie ließ zu viele Fragen offen.

Jimmy spürte, wie sich die Wut und die Hilflosigkeit in ihm ausbreiteten. Dennis war nicht einfach „aus dem Fenster gesprungen“. Er war getrieben worden – von der Angst, von der Verzweiflung, vielleicht sogar von den Umständen in der Klinik selbst. Jimmy wusste, wie es war, sich in dieser luftleeren, bedrückenden Atmosphäre gefangen zu fühlen. Er wusste, wie es war, das Gefühl zu haben, dass niemand wirklich zuhörte, dass niemand wirklich helfen wollte.

Als Jimmy das Gespräch mit Herrn Glasmann beendet hatte und zurück auf Station 13 ging, spürte er, wie die Erinnerungen an Dennis ihn verfolgten. Die Station war wie

immer: eine Mischung aus depressiver Stille und plötzlichen Ausbrüchen von Leben. Die Patienten beobachteten sich gegenseitig, misstrauisch, ängstlich, manchmal auch freundlich. Doch unter der Oberfläche brodelte etwas – eine unterschwellige Spannung, die jeder spürte, aber niemand ansprach.

Jimmy setzte sich wieder vor das Aquarium und starrte auf die leeren Wände. Er dachte an Dennis, an die Fenster, an die Lügen und Halbwahrheiten, die sich um seinen Tod rankten. Und er dachte daran, wie leicht es war, in diesem System unterzugehen – wie leicht es war, zu verschwinden, ohne dass jemand wirklich nachfragte.

„Was im Raucherraum passiert, bleibt im Raucherraum“, hatte einer der Patienten einmal gesagt. Doch Jimmy wusste, dass einige Dinge nicht im Raucherraum bleiben konnten. Einige Dinge mussten ans Licht – egal, wie unbequem sie waren. Dennis' Geschichte war eine davon. Und Jimmy war entschlossen, sie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Kapitel 12: Die Flucht

Als Jimmy gerade von Station 9 zurückkehrte und vor Station 13.1 stand, hörte er aus dem Treppenhaus oberhalb laute Stimmen. Dennis' Vater stand vor Station 13.3 und brüllte: „Lasst mich rein!“ Das Personal rief von innen: „Wir wissen, dass das alles schwierig für Sie ist, aber müssen wir die Polizei rufen?“ Jimmy spürte, wie sich die Anspannung in der Luft verdichtete. Er ging die Treppe hoch und sprach den Vater an, bat ihn, mit ihm nach unten zu gehen. Gemeinsam setzten sie sich an einen der Tische im Freien vor der Station. Jimmy rauchte eine Zigarette, während der Vater weinte.

Jimmy erzählte Dennis' Vater von der Geschichte mit den Fenstern auf Station 13.1 und schwor ihm, dass er das nie vergessen würde. Langsam beruhigte sich der Vater. Jimmy meinte, er wisse nicht, was genau man da machen könne, aber wenn er nun Amok laufe, bringe das ihn nur ins Gefängnis – und Dennis nicht mehr zurück. Nachdem sie sich umarmend verabschiedet hatten, ging Jimmy zurück auf Station.

Es war gerade Nachmittagskaffee gewesen. Um 16 Uhr gab es immer diese Plörre, die sie Kaffee nannten. Jimmy kam gerade oben an, als alles wieder weggeräumt wurde. „Echter“ Kaffee mit Koffein war auf psychiatrischen Stationen, wie Zigaretten, eine Währung. Meistens schmuggelten die Patienten löslichen Kaffee hinein, den sie mit heißem bis lauwarmem Wasser aus dem Bad heimlich tranken. Koffeinhaltiger Kaffee milderte in ihren Augen die sedierende Wirkung der Psychopharmaka ab. Zumindest, so auch Jimmys Erfahrung, war man minimal weniger benebelt.

Jimmy war es egal, dass er diese Plörre verpasst hatte. Er war beim Ausgang im Kaffee auf dem Klinikgelände gewesen. Dort gab es echten Kaffee, da hier auch Gäste von außerhalb mit den Besuchern saßen. Hier musste man ja nicht gleich allen verraten, was für eine Plörre man hier als Kaffee servierte.

Bis zum Abend wurde Jimmy ziemlich in Ruhe gelassen. Doch nach dem Abendessen ging der Zirkus los.

„Sie haben die ganze Nacht nicht geschlafen und verweigern die Medikamente. Ich gebe Ihnen jetzt etwas.“

„Ich nehme nichts.“

„Dann müssen wir handeln!“

„So ein Zeug nehme ich nicht. Haldol macht nicht wohl, sondern hohl.“

„Okay, dann muss ich handeln.“

Der Piepser wurde betätigt, und der Alarm ging los. Plötzlich standen acht Menschen in bedrohlicher Haltung vor Jimmy. In diesem Moment wurde ihm klar: Es gab nur zwei Optionen – Fixierung oder Schlucken und Flucht.

„Okay, ich nehme das Zeug, aber dann macht mir einen richtigen Cocktail, Betonung auf Cock ...“

„Ich will dann Haldol, Atosil, Diazepam, Risperdal, alles, was ihr habt, nur bitte kein Leponex oder Lizium. Aber ich betone, das ist Erpressung.“

Die Situation beruhigte sich. Ein Teil der Pfleger ging zurück auf die Stationen, von denen sie herbeigeeilt waren. Kurz darauf kam einer der Stationspfleger und überreichte Jimmy zwei Becher. In dem einen war eine dunkle, in dem anderen eine milchige Flüssigkeit.

„Okay, wie gesagt, ich will das nicht, aber wenn ich dann wenigstens morgen am Frühstückstisch essen kann und nicht ins Bett, sondern ganz normal auf Toilette gehen kann, gebe ich der Erpressung nach. Geben Sie her, das Dreckszeug.“

Als der Pfleger gegangen war, schaute Jimmy auf die Uhr. Es war viertel vor neun. „Okay, ich habe nicht viel Zeit.“

Er verbarrikadierte das Zimmer mit dem Bett, indem er es schräg zwischen Wand und Tür stellte und die Rollen anzog. Danach nahm er den Esslöffel und schälte die Gummidichtung vom Fenster heraus. Hier war öfters jemand hinausgegangen, schoss es Jimmy durch den Kopf. Es ging viel zu leicht und zu schnell. In nicht einmal drei Minuten hatte Jimmy das Glas befreit und herausgehoben.

Als Jimmy schon halb in der Nacht war, hörte er hinter sich jemanden rufen. Doch er rannte um sein Leben, immer schneller. „Mich bekommen die nicht!“

Kapitel 13: Kalte Katze

In Straßburg angekommen, schaute sich Jimmy in Ruhe am Bahnhof um. Er kaufte sich einen Kaffee und setzte sich auf eine Bank im Warmen. Mit seinem Sitznachbarn kam er ins Gespräch. Der Mann stellte sich als Pasquale vor und sagte, er komme auch aus Sardinien. Jimmy traute dem nicht ganz – Pasquale war normalerweise ein typisch neapolitanischer Name. Als Jimmy erwähnte, er wolle kurz raus, um eine Zigarette zu rauchen, fragte Pasquale, der offenbar viel länger als Jimmy auf der Straße lebte, ob er auch eine haben könne.

Gemeinsam stellten sie sich am Eingang unter, geschützt vor dem Regen, und rauchten. Jimmy haderte mit sich: „Soll ich mich dran klemmen oder nicht?“ Da sagte Pasquale: „Ich gehe etwas zu Essen besorgen, kommst du mit?“ Das reichte Jimmy. Er hatte zwei Tage lang nicht wirklich etwas gegessen. Nach dem Kauf der Fahrkarte war vom Geld nur noch genug für zwei Kaffees und ein Croissant übrig geblieben.

Also gingen sie in die Rue de Rempart, um die Ecke des Bahnhofs. Dort aßen sie gemeinsam. Es gab einen Eintopf, Brot und Obst. Wer wollte, konnte sich von den Restbeständen am Ende für den nächsten Tag etwas mitnehmen. Pasquale war etwa 20 Jahre älter als Jimmy. Seine Zähne waren schwarz und kaum noch vorhanden. Er erinnerte Jimmy ein bisschen an Diogenes und ein bisschen an Charlie. Trotz allem konnte er lauthals loslachen, was auf den ausgelaugten Jimmy teilweise eine erschreckende Wirkung hatte. „Was mach ich hier?“, fragte er sich.

Erst war die Zeit stehen geblieben und hatte ihn gleichzeitig überrannt. Dann war Jimmy derjenige, der rannte. Und urplötzlich stand er im Auge des Orkans. Windstille pur. Die Zeit zog sich wie Gummi. Draußen tobte der Orkan, die Angst, die Kälte kroch trotzdem in die Glieder.

Wäre er im Urlaub hier gewesen, wäre Straßburg eine tolle Stadt gewesen. Er lief kreuz und quer über all die Brücken. Von Pasquale hatte er noch den Tipp mit der Rue de Fritz-Kieniger bekommen. Dort wurde aber erst um 17 Uhr aufgemacht. Gegen viertel vor vier begegnete er Pasquale wieder an der Ecke Rue de Zurich und Rue des Battelier. Gemeinsam gingen sie zum Café Treff.

Ein Kaffee, eine Suppe und vor allem endlich wieder Wärme erwarteten Jimmy. Danach trennten sich ihre Wege vorerst. Jimmy spürte, wie die Müdigkeit und die Anspannung langsam von ihm abfielen, aber die Frage, was er hier eigentlich tat, blieb. Straßburg war schön, doch er war nicht hier, um die Stadt zu genießen. Er war auf der Flucht – vor sich selbst, vor den Erwartungen anderer, vor einem Leben, das ihm immer mehr entglitt.

Es war inzwischen dunkel geworden. Beim Herumirren war Jimmy am Boulevard de la Victoire, in der Nähe des Lycée Technologique Jean Rostand, ein Container aufgefallen. An der Hochschule wurde gerade etwas gebaut. „Ich schaue später nach, ob ich da schlafen kann, wenn hier keiner mehr ist“, dachte er.

Als Jimmy später zurückkehrte, war die Tür des Containers nicht verschlossen. Er legte sich in den Vorraum, bekam aber einen starken Hustenanfall. Plötzlich ging die Tür zum hinteren Raum einen Spalt auf. Jimmy rutschte das Herz in die Hose. Es stellte sich heraus, dass dort bereits ein Pärchen war, das dieselbe Idee gehabt hatte wie er. Sie warnten ihn eindringlich, nicht zu bleiben.

Das Pochen in seiner Brust und der Angstschweiß ließen nur langsam nach. Jimmy war frustriert, müde und am Ende seiner Kräfte. Irgendwann ließ er sich in einen Hauseingang gleiten. „Diese Nacht ist wirklich die kälteste meines Lebens“, dachte Jimmy und schlief schließlich ein.

Wenn er nur gewusst hätte, was noch kommen würde ...

Tritte weckten ihn. Jimmy griff instinktiv nach seiner Hundemarke am Hals und mit der anderen Hand nach dem Bein, das ihn getreten hatte. Der Concierge stockte. Jimmy verließ fluchtartig den Hauseingang, nicht ohne sich die Tür gut zu merken. „Hier gehört ein Kreis mit einem Pfeil hin und das Zeichen, das wie ein Gebirge aussieht“, dachte er und prägte sich die Gaunerzinken ein, die er irgendwo einmal gesehen hatte.

Am Bahnhof angekommen, nutzte er sein letztes Kleingeld für einen Kaffee und setzte sich auf die gleiche Bank, an der er Pasquale das erste Mal getroffen hatte. Er beobachtete die Menschen, die vorbeiliefen, und dachte über seine Situation nach.

„Wenn ich jetzt schwarz nach Hause fahre, lande ich so oder so wieder auf Station 13.“

„Was guckt der mich so an? Hat der noch nie einen fertigen Menschen gesehen?“

„Die da sieht nett aus.“

„Betteln will ich eigentlich nicht, aber ein Kaffee wäre jetzt wirklich gut.“

„Hmm, wenn ich bis abends durchhalte und mich irgendwo schlafen lege, vielleicht klappt das ja?“

Plötzlich hörte er eine vertraute Stimme: „Hallo Jimmy, wo warst du?“ Pasquale stand vor ihm. Jimmy erzählte ihm die Geschichte von der letzten Nacht und vom Morgen.

Pasquale hörte aufmerksam zu, nickte ab und zu und bot Jimmy schließlich eine Zigarette an. „Komm“, sagte er, „wir finden schon einen Weg. Du bist nicht allein.“

„Wenn der Sommer beginnt, gehe ich nach Madrid. Ich wechsle das Haus!“, sagte Pasquale mit einem breiten Grinsen, als ob er von einem neuen Leben träumte. Jimmy sah ihn skeptisch an. Jimmy fragte verwundert: „Was will ich in Spanien? Bist du nicht müde davon, auf der Straße zu leben? Ich, der ich seit ein paar Tagen wie ein Hund lebe, bin am Ende.“

Pasquale zuckte mit den Schultern. „Ich habe keine Wahl. Nach zwanzig Jahren, glaubst du, ich kann irgendwohin zurück?“

Jimmy nickte nachdenklich und schlug dann vor: „Warum gehen wir nicht in den Süden?“ Pasquale schüttelte den Kopf. „„In Madrid kenne ich die Plätze.“

Jimmy lachte leise. „Und ich brems dich nicht aus?“ Pasquale grinste müde. „Wenn du mich störst, sage ich es dir schon! Hast du Lust auf Wein?“ Jimmy nickte müde. „Rotwein, ja, der Weiße liegt mir nicht.“ Pasquale antwortete: „Auch noch Ansprüche.“

Sie gingen nicht weit. Pasquale betrat einen kleinen Laden und kam bald mit einer Flasche Rotwein heraus. Zurück am Bahnhof setzten sie sich auf ihre vertraute Bank und tranken mehr schweigend als redend. Langsam leerte sich die Flasche Rotwein, während die Nacht immer kälter wurde.

Jimmy erzählte Pasquale: „Ich bin ein Idiot, gestern habe ich nichts zu essen mitgebracht. Ich war wieder dort, wo wir gegessen haben, aber alles war geschlossen.“ Pasquale klopfte Jimmy beruhigend auf die Schulter. „Sie öffnen alle zwei Tage. Später essen wir in Ruhe. Ich zeige dir ein paar Dinge.“

Zu dieser Zeit streikte die französische Bahngesellschaft. Alle Züge waren in und um den Bahnhof geparkt. In der Nähe hatte Pasquale seinen „Bunker“, einen versteckten Ort, den er gut kannte. Außerdem beherrschte er die Kunst, die Türen der Wagons zu öffnen. Die erste Nacht verbrachten beide in unterschiedlichen Kabinen. Jimmy schlief unruhig und wurde von Alpträumen geplagt. „Macht mich los, ihr Wichser!“, schoss es aus seinem Mund, als er schweißgebadet aus dem Schlaf erwachte. Pasquale war schon unterwegs. Es war noch dunkel, aber am Horizont sah Jimmy schon einen Schimmer Morgenröte.

Der nächste Tag war geprägt von Kälte, ständigem Laufen, zwei Kaffees und einem Croissant. Wegen der plötzlichen Flucht war Jimmy viel zu dünn angezogen und besaß keine Decke. Als Pasquale abends im Zug einen Joint baute, verwarf Jimmy leichtsinnigerweise jegliche Angst. Doch im Schlaf geweckt, überfiel Pasquale ihn. Jimmy spürte, wie sich die Situation wieder zuspitzte, und fragte sich, ob er jemals aus diesem Kreislauf ausbrechen könnte.

Was genau in dieser Nacht geschah, lässt der Autor im Dunkeln, um die Würde aller Beteiligten zu wahren. Es ist ein Moment, der nicht näher beschrieben wird, ein Abschnitt der Geschichte, der bewusst im Unklaren bleibt. Manchmal, so scheint es, gibt es Dinge, die zu persönlich, zu schmerzhaft oder zu komplex sind, um sie in Worte zu fassen. Jimmy selbst würde später darüber schweigen, als ob er diese Stunden aus seinem Gedächtnis streichen wollte. Vielleicht war es ein Moment der Schwäche, der Verzweiflung oder sogar der Gewalt – wer weiß es schon? Die Wahrheit bleibt verborgen, wie ein Schatten, der sich nicht fassen lässt.

Am nächsten Morgen war Jimmy allein. Pasquale war verschwunden, und die Kabine des Zuges, in der sie die Nacht verbracht hatten, war leer. Jimmy fühlte sich zerschlagen, sowohl körperlich als auch emotional. Die Kälte der Nacht hatte sich in seine Knochen gefressen, und die Ereignisse der vergangenen Stunden lasteten schwer auf ihm. Er wusste nicht, ob er Pasquale jemals wieder sehen würde, und irgendwie war ihm das

auch egal. Es war, als ob diese Begegnung, diese Nacht, ein weiteres Puzzleteil in seinem chaotischen Leben war, das er am liebsten vergessen würde.

Jimmy verließ den Zug und taumelte zurück in die Kälte des frühen Morgens. Der Bahnhof war still, fast gespenstisch in seiner Leere. Er setzte sich auf eine Bank, am Bahnhof, und starrte auf die Gleise. Die Frage, was als Nächstes kommen würde, hing schwer in der Luft. Sollte er weiterlaufen? Sollte er versuchen, nach Hause zu kommen? Oder sollte er einfach hierbleiben und abwarten, was das Schicksal für ihn bereithielt?

In diesem Moment spürte Jimmy, wie die Müdigkeit und die Verzweiflung ihn übermannten. Er war am Ende seiner Kräfte, am Ende seines Willens, weiterzumachen. Doch irgendwo tief in ihm gab es einen Funken, der nicht erlosch – ein kleines bisschen Hoffnung, das ihn am Leben hielt. Vielleicht war das der einzige Grund, warum er noch nicht aufgegeben hatte. Vielleicht war das der einzige Grund, warum er überhaupt noch hier war.

Jimmy schloss die Augen und atmete tief durch. Die Kälte umhüllte ihn wie ein Mantel, aber er spürte sie kaum mehr. Er war müde, so müde. Doch er wusste, dass er nicht aufgeben konnte. Nicht jetzt. Nicht hier. Also stand er auf, reckte sich und machte sich bereit für den nächsten Schritt – was auch immer das sein mochte.

Kapitel 14: Brumat

Jimmys Magen knurrte und rumorte unaufhörlich. Der Rotwein der vergangenen Nacht hatte seinen Hunger nicht gestillt, sondern ihn nur noch stärker gemacht. Er hatte unendlichen Hunger, und der Gedanke an Essen ließ ihn nicht los. Irgendwo musste es doch etwas zu essen geben. Die Tagesstätte müsste doch jetzt geöffnet sein, dachte Jimmy. Also beeilte er sich, zur Rue de Fritz-Kieniger zu gelangen.

Als er ankam, war Duschen angesagt. Nach einem Kaffee und einem Stück Brot, das er in der Tagesstätte bekam, hörte er draußen Lärm. Neugierig ließ er seinen Rucksack drinnen stehen und schaute sich das Schauspiel an. Vor der Tagesstätte wurde gerade jemand festgenommen. Jimmy beobachtete die Szene mit gemischten Gefühlen. „Hmm, soll ich wieder nach Hause?“, dachte er. „Ja!“, antwortete die unsichtbare Stimme in seinem Kopf.

Doch anstatt sich zu verstecken, setzte sich Jimmy fast trotzig vorne ans Steuer des Polizeiautos. Hinter ihm hatte der andere Festgenommene und die blonde Polizistin ein hitziges Gespräch. Die Handschellen klickten schneller, als Jimmy gedacht hatte. „Das ging schnell“, dachte er, während er die kalten Metallringe um seine Handgelenke spürte.

Auf der Polizeistation im Wartebereich krakelte der andere Festgenommene wütend: „Pute, tu es une Pute.“ – „Hure, du bist eine Hure.“ Die blonde Polizistin hatte wirklich etwas an sich, das Jimmy beeindruckte, aber sie war eindeutig eine Nummer zu groß für ihn. „Kommt darauf an, wie fest sie mich drückt, wenn sie mich umarmt“, dachte Jimmy, während die blonde Polizistin auf dem liegenden anderen saß und Sachen sagte, die Jimmy kaum verstand. Nur Bruchstücke erreichten ihn: „Das hast du dir selbst eingebrockt. Hör auf und sei ruhig. Du bist gleich dran.“

Die Zellen waren im Kreis angeordnet, mit einer Glasfront zur Mitte. Es gab keine Decke, keine Matratze, kein Holz – nur kalten Beton. Jimmy setzte sich auf den Boden und versuchte, die Nacht so gut wie möglich zu überstehen. Der Beton war hart und kalt, und der Gedanke an Essen ließ ihn nicht los.

Am nächsten Morgen fragte Jimmy die Polizisten nach einem Stadtplan. Er erklärte ihnen seine Situation und fragte, ob er nach Hause könne. „Das ist zu aufwendig“, hieß es. Den Stadtplan könne er haben, und nächste Nacht solle er doch im Obdachlosen asyl übernachten. Jimmy nickte müde. „Gesagt, getan“, dachte er.

Doch gegen drei Uhr nachts standen die blonde Polizistin und ihr Kollege plötzlich an seinem Bett im Obdachlosen asyl. „Wir helfen dir“, sagte sie. Jimmy war skeptisch. „Pustekuchen“, dachte er, als er kurz darauf in der Klinik ankam. Am ersten Tag ließ man ihn in Ruhe. Rauchen war nicht möglich, und die Stunden zogen sich endlos hin.

Am nächsten Morgen bot man ihm ein Gespräch an. „Sie können sich erst einmal ausruhen, und wir organisieren alles. Aber Sie müssen die Medikamente nehmen“, hieß

es. Jimmy versuchte, ihnen zu erklären, dass genau das der Grund war, warum er auf die Straße gegangen war. Er hatte genug von der Straße, aber auf Medikamente hatte er keine Lust. „Ich will keine Tabletten mehr nehmen“, sagte er entschlossen. Doch die Blicke der Ärzte und Pfleger ließen ihn spüren, dass seine Worte kaum Gehör fanden.

„Also müssen wir sie verlegen“, sagte eine der Pflegerinnen mit einem resignierten Seufzer. Jimmy hörte den Satz nur halb, aber er spürte, dass etwas nicht stimmte. In Brumat angekommen, stellte er fest, dass dieser Ort der Station 13 ähnelte – nur mit strengeren Regeln. Rauchen war nur zu bestimmten Zeiten erlaubt: morgens nach dem Frühstück im Freigehege, nach dem Mittagessen und nach dem Abendessen. Gegen 16 Uhr wurde der Raucherraum aufgeschlossen, und das war die einzige Zeit, in der man sich ungestört mit Mitpatienten unterhalten konnte. Jimmy vertraute niemandem – außer Celine, George und der Frau, die immer eine Zitronenlimonade bei sich hatte.

Am zweiten Tag stand Celine völlig aufgelöst bei den Pflegern. „Ich will keine Medikamente. Ich bin schwanger“, sagte sie mit zitternder Stimme. Jimmy, der in der Nähe stand, spürte, wie sich ein Kloß in seinem Hals bildete. „Oh mein Gott, wo bin ich hier?“, dachte er. „Ich muss hier weg. Von wegen Hilfe! Die machen nicht mal vor Ungeborenen halt.“

Nach dem Mittagessen, während des Rauchens im Freigehege, versuchte Jimmy abzuhausen. Die Frau mit der Zitronenlimonade hatte die Pflegerin abgelenkt, und Jimmy nutzte die Gelegenheit. Er sprang an den Zaun, zog sich hoch und war drüber. Die Pflegerin, die mehr auf den Rippen hatte, schrie verzweifelt: „Stehenbleiben!“ Doch Jimmy schlenderte gemütlich zur Straße und hielt den Daumen raus. Das erste Auto, das kam, hielt. Drinnen saß der andere Pfleger vom Dienst. „Komm, steig ein. Mach keinen Blödsinn. Ich dachte, du willst nach Hause?“, sagte er mit einem müden Lächeln.

Wieder auf der Station angekommen, erklärte Jimmy die Sache mit Celine und verlangte, die Ärztin zu sprechen. Als das Gespräch zu Ende war, sicherte die Ärztin Jimmy den Heimweg zu, sagte ihm aber, er müsse nun ins „Loch“. „Ich habe keine Wahl“, fügte sie hinzu.

Die Isolierzelle war ein Ort, der Jimmy an einen kalten, sterilen Bunker erinnerte. Sie hatte einen kleinen Vorraum mit einer Toilette und einer Dusche, der auch als Schleuse fungierte. Die innere Zelle war durch eine Tür mit einem kleinen Fenster abgetrennt, hinter dem Tag und Nacht ein grelles Licht brannte. In der Zelle selbst gab es eine Plastikmatratze, eine Plastikdecke und einen Plastiknachttopf. Wer auf Gummi gehofft hatte, wurde enttäuscht – bis auf die „Bettdecke“ war nichts aus diesem Material. Die Außenwand bestand aus Glassteinen, die dafür sorgten, dass man tagsüber nicht schlafen konnte. Nachts drang das Licht durch die Schleusentür. Der Boden und die Wände waren mit weißen bis beigen Kacheln ausgekleidet. Der Bewegungsraum war auf etwa drei mal zwei Meter begrenzt. Mehr als Liegestütze und vergebliche Schlafversuche waren nicht möglich.

Als Jimmy nach gefühlten drei Tagen herausgelassen wurde, fragte er nach einer Zigarette. „Ich muss mich beruhigen. Kann ich bitte in den Raucherraum?“, bat er. Doch die Antwort war knapp: „Nein, keine Zigarette.“ Sauer ging Jimmy auf sein Zimmer und fand im Nachtschchen eine vergessene Zigarette. „Okay, wo rauche ich die nun?“, murmelte er. „Ich frage nochmal.“

Als er zurückkam und die Zigarette in der Hand hielt, versuchte eine Pflegerin, sie ihm wegzunehmen. Jimmy rannte in die Küche. „Wenigstens zwei Züge. Die stecken mich sowieso wieder rein“, dachte er verzweifelt.

Nach gefühlten anderthalb Wochen durfte er endlich duschen und wurde aus der Isolierung entlassen. Doch an dem Tag, als der Rücktransport auf die Station 13 stattfand, geschah etwas, das Jimmy zutiefst erschütterte. Zehn Minuten bevor der Wagen da war, wurde die schwangere Celine in eben jenen Raum gesperrt, aus dem Jimmy gerade entkommen war. Jimmy konnte nur hilflos zusehen, wie die Tür hinter ihr zuschlug. „Das ist kein Ort für Hilfe“, dachte er bitter. „Das ist ein Ort, der Menschen bricht.“

Kapitel 15: Ein Ausflug nach Moabit

Seitdem er aus der Klinik entlassen worden war, hatte sich Jimmy immer weiter in sich selbst zurückgezogen. Die Tage verloren an Kontur, wurden zu einem monotonen Fluss aus Ritualen, die ihm einen Hauch von Struktur gaben, aber nicht genug, um ihn wirklich wieder ins Leben zu ziehen. Er verbrachte die meiste Zeit in seinem Zimmer, in dem sich die Stunden zäh dehnten, während draußen die Welt scheinbar in gewohnten Bahnen weiterlief. Nur abends tauchte er für kurze Zeit am Esstisch seiner Eltern auf, sprach nicht viel, aß schweigend, nickte gelegentlich zu einem belanglosen Kommentar seiner Mutter, bevor er sich wieder in seine gewohnte Isolation zurückzog.

Die Tage und Nächte verstrichen ohne echte Veränderung. Morgens stand er auf, kochte Kaffee, rauchte die erste Zigarette des Tages und schaltete das Radio ein, das ihn mit seinen ewigen Nachrichtenketten und Musikketten in einer Art Halbschlaf hielt. Danach blätterte er mechanisch durch die Zeitung, als würde er darin nach einer versteckten Botschaft suchen, die ihm irgendeinen Sinn oder eine Richtung für sein Leben geben könnte. Spaziergehen gehörte inzwischen genauso zum Alltag wie das erneute Kaffeekochen und das Warten auf Anrufe, von denen er wusste, dass sie nie kommen würden. In den Stunden dazwischen schrieb er Gedichte, hörte Musik, spielte mit Klängen, bis seine Augen viereckig wurden vom Starren auf Bildschirme. Seine Eltern hatte er längst mit seinem gereizten Schweigen und seiner Unruhe müde gemacht. Dann kam das Abendessen, das Ins-Bett-Gehen, die alpträumerischen Nächte. Und am nächsten Tag begann alles von vorn.

Doch in jener Nacht war es anders.

Ein Traum riss ihn aus dem Schlaf. In seinem Inneren raste er durch ein endloses Labyrinth, enge Gänge, verzweigte Wege, immer wieder Abbiegungen, die in Sackgassen führten. Irgendwo musste es einen Ausgang geben, doch je schneller er rannte, desto weiter entfernte er sich davon. Er wachte schweißgebadet auf, keuchend, und in seinem Kopf hallten die Worte nach: *„Ich muss hier raus!“*

Es war Ende Oktober 2006. Als er auf seine leuchtende Digitaluhr starrte, wusste er, dass er nicht mehr einschlafen würde. Die Wände seines Zimmers kamen ihm plötzlich enger vor, als hätte sich der Raum in der Nacht zusammengezogen. Der Gedanke, einfach einen Spaziergang zu machen, um den Kopf freizubekommen, war sofort da, doch sein Verlangen reichte weiter.

„Wie groß soll der Spaziergang werden?“ murmelte er in die Dunkelheit.

Es war nur eine rhetorische Frage. Eigentlich wusste er längst, wohin er wollte. Er dachte an Giovanni, seinen alten Freund, den er viel zu lange nicht mehr gesehen hatte. Wenn er ihn jetzt anrief, würde er ihn vermutlich nicht sofort vor die Tür setzen. Sie kannten sich seit Jahren, teilten zu viele gemeinsame Erinnerungen, als dass Jimmy eine

unangekündigte Ankunft wirklich hätte bereuen müssen. Doch ein Anruf mitten in der Nacht war keine Option – selbst für ihre Freundschaft nicht.

Aber einfach losfahren?

Warum nicht?

Er raffte sich auf, zog sich an und verließ das Haus. Die kühle Nachtluft fühlte sich befreiend an, als er durch die leeren Straßen ging.

Sein erster Halt war der Flughafen. Nicht, weil er tatsächlich eine Reise plante – dafür hätte sein Konto ohnehin nicht ausgereicht –, sondern weil es einer der wenigen Orte war, an denen man zu jeder Tages- und Nachtzeit irgendwo etwas zu essen bekam. In der grellen, sterilen Halle des Terminalrestaurants saß er mit einer dampfenden Kaffeetasse und einem trockenen Sandwich, beobachtete die wenigen Reisenden, die zu so früher Stunde unterwegs waren. Einige sahen erschöpft aus, andere waren aufgeregt oder angespannt. Die meisten waren in Bewegung.

Er beneidete sie.

Doch für einen Flug reichte es nicht. Also entschied er sich für eine andere Richtung.

Er kaufte sich ein Ticket nach Berlin. Hauptbahnhof.

Es war ein günstiges Ticket, gerade so viel, dass ihm genug Geld für eine Rückfahrt blieb. Während er in den Zug stieg, spürte er zum ersten Mal seit langer Zeit so etwas wie Vorfreude. Eine andere Stadt, ein anderes Bild, vier andere Wände. Vielleicht war das genau das, was er brauchte, um nicht endgültig den Verstand zu verlieren.

Als er gegen Viertel vor sechs am Berliner Hauptbahnhof ankam, war die Stadt noch in der kalten, blassen Dämmerung eines frühen Samstagmorgens getaucht. Die Straßenlaternen brannten noch, doch ihr Licht wirkte im wachsenden Morgengrauen bereits matt und unnötig. Die Menschen, die sich um diese Zeit durch den Bahnhof bewegten, waren entweder in Eile oder wirkten so, als hätten sie die Nacht durchgemacht.

Jimmy trat an eine große Glaswand und ließ seinen Blick ins Leere schweifen. Der Gedanke kam plötzlich: *Vielleicht schaue ich mir erst mal den Bundestag an.*

Er war müde, sein Kopf fühlte sich schwer an von der durchwachten Nacht, und für einen Moment ließ er sich einfach treiben. Erst als sich eine Bewegung hinter der Scheibe regte, nahm er wahr, dass er nicht allein war. Auf der anderen Seite des Glases saß ein Polizist an einem Schreibtisch. Der Mann sah ihn direkt an, mit einem Ausdruck zwischen Irritation und misstrauischer Neugier.

Jimmy bemerkte erst jetzt, dass er die ganze Zeit in Gedanken versunken in die Leere gestarrt hatte – ausgerechnet dort, wo ein Beamter saß, der ihn nun eindeutig im Blick hatte.

Und dann kam dieser auch schon aus seinem Büro.

Was soll das denn jetzt?

„Guten Tag, kommen Sie mal bitte mit.“

Jimmy runzelte die Stirn. „Guten Morgen. Ist etwas passiert?“

Der Polizist musterte ihn, ohne direkt zu antworten. „Das sehen wir gleich.“

Er spürte, wie sich eine genervte Schwere in ihm ausbreitete. *Och nö, was soll das jetzt?*

Drinne wurde sein Rucksack durchsucht, die Papiere kontrolliert. Alles Routine – bis einer der Beamten mit einem kleinen Fundstück in der Hand vor ihm stand. Ein winziger Krümel Haschisch, nicht größer als die Fingerkuppe seines kleinen Fingers. Vielleicht 0,1 bis 0,3 Gramm.

Jimmy starrte darauf.

Ich Idiot.

Er hatte vor zwei Monaten aufgehört, doch anstatt den letzten Rest einfach wegzuschmeißen, hatte er ihn damals behalten. *Man weiß ja nie*, hatte er sich eingeredet.

Tja. Jetzt wusste er.

„Ok, kommen Sie bitte mit.“

Es dauerte nicht lange, bis er sich in einer Arrestzelle wiederfand. Die Minuten verstrichen quälend langsam, sein Körper meldete sich mit einer anderen, drängenderen Realität: Er musste aufs Klo.

Er klingelte.

„Was gibt's?“

„Ich muss aufs Klo. Bitte. Dringend.“

„Geht jetzt nicht.“

Jimmy stöhnte. „Okay, dann pinkel ich in den Becher.“

Er hatte während der Durchsuchung einen Becher Wasser bekommen. Jetzt füllte er ihn mit dem, was übrig war – aber ein paar Tropfen gingen daneben.

Er klingelte noch einmal.

„Also, der Becher ist voll, aber ich muss wirklich dringend.“

Die Tür öffnete sich endlich.

„Schmeißen Sie den Becher in den Müll.“

Jimmy verzog das Gesicht. „Da ist Pisse drin.“

„Schmeißen Sie ihn trotzdem weg und kommen Sie mit.“

Auf der Fahrt nach Moabit hörte er den Fahrer durch den Funk sagen: „*Ich hab hier einen Strobel.*“

Was zum Teufel sollte das bedeuten?

In Moabit, Turmstraße 21, angekommen, erkannte Jimmy den Ort sofort wieder. *Och nö, nicht schon wieder.*

Er wusste bereits, was ihn erwartete. Der vergitterte Balkon, auf dem geraucht wurde, der Blick auf das berühmte Gefängnis.

Und sechs Monate später eine Rechnung über fünfzig Euro für die Reinigung einer Arrestzelle.

Das sollte der Leser oder die Leserin im Hinterkopf behalten beim nächsten Kapitel.

Kapitel 16: Eine Nacht am Alex

Von seinem Zimmer aus konnte Jimmy den Fernsehturm sehen. Er stand dort wie ein stummer Wächter über der Stadt, sein rot-weißes Licht blinkte in regelmäßigen Abständen und zog Jimmys Blick immer wieder nach oben. Es war ein beruhigendes Gefühl, diesen Fixpunkt am Himmel zu haben – etwas Beständiges in einer Zeit, in der sich alles für ihn unkontrollierbar anfühlte.

Auf der Station gab es nur acht andere Patienten, eine überschaubare Gruppe, die dennoch aus Charakteren bestand, die Jimmy das Gefühl gaben, in einer bizarren Theateraufführung gelandet zu sein. Da war Conny, die mit Maria diskutierte, bis eine von beiden beleidigt in ihr Zimmer verschwand. Maria, die mit einer Mischung aus Stolz und Verletzlichkeit immer wieder die selbe verkratzte CD Robbie Williams hörte. Chris, der meist still in der Ecke saß und in Gedanken in die Luft starrte. Haschim, der Jimmy eines Abends mit einer Ernsthaftigkeit, die keinen Widerspruch duldete, dazu überredete, mit ihm zu beten. Bejan, der unermüdlich auf einem Stuhl saß und dabei so nervös mit den Knien wippte, dass Jimmy es kaum ertragen konnte. Dann gab es noch die Frau mit der Partylaune, die jede Gelegenheit nutzte, um ihre Energie durch die Flure der Station zu schleudern, und den Rocker mit der Lederjacke, der den Eindruck erweckte, als wäre er aus Versehen hier gelandet, weil er mit einem Türsteher aneinandergeraten war. Und schließlich war da noch der Stumme. Er war nicht wirklich stumm, sprach aber kaum ein Wort – zumindest nicht mit Jimmy.

Am zweiten Tag betrat Jimmy den Aufenthaltsraum und wurde sofort Zeuge eines kurzen Wortgefechts.

„Du bist aber schlau“, sagte Maria mit einer Mischung aus Ironie und Spott zu Conny, drehte sich auf dem Absatz um und verschwand in ihr Zimmer. Kaum war die Tür hinter ihr zugefallen, begann aus ihrem Zimmer Robbie Williams’ Stimme in Endlosschleife zu dröhnen. Die CD hatte offenbar einen Sprung, denn immer wieder wiederholte sich eine Passage mit kleinen Hängern, die den Song zu einem seltsamen Klangteppich werden ließen.

Jimmy setzte sich, lehnte sich an die Wand und begann unbewusst, im Rhythmus der Hänger mit dem Fuß zu wippen. Es war, als würde sein Verstand versuchen, die Melodie zu vervollständigen, die sich selbst immer wieder unterbrach. Nach einer Weile schloss er die Augen und dachte resigniert: *Spiel es endlich zu Ende.*

Genervt stand er auf und schlenderte in die Richtung des Ausgangs. Vor dem Ausgang der Station stand ein Pfleger und zählte die Patienten durch. Einige durften hinaus in den Garten, eine Privilegierung, die Jimmy noch nicht ganz durchschaut hatte. Er stellte sich zu den Wartenden und nutzte die Gelegenheit, um eine Frage loszuwerden.

„Darf ich auch mal kurz raus? Ich würde mir gerne Zigaretten holen.“

Der Pfleger schaute ihn kurz an und antwortete trocken: „Nur die Guten kommen in den Garten.“

Jimmy zuckte mit den Schultern. Dass er nicht zu den *Guten* gehöre, war ihm neu.

Am nächsten Tag versuchte er es erneut. Dieselbe Frage, dieselbe Antwort. Und auch am übernächsten Tag keine Veränderung.

Langsam hatte Jimmy genug von diesem Spiel.

Als er am dritten Tag mit einem Stapel Tellern in den Essensraum kam, kündigte er laut an: „Ich spiel gleich Polterabend.“

Seine Stimme war ruhig, aber in seinem Inneren brodelte es.

„Ich bin jetzt drei Tage hier und habe keinen Arzt, keinen Richter, niemanden gesehen. Ich will jetzt mit jemandem sprechen!“

Eine der Pflegerinnen, die Jimmy in den letzten Tagen beobachtet hatte, hob beschwichtigend die Hände.

„Der Arzt ist nicht im Haus“, erklärte sie. „Ich verspreche Ihnen, dass Sie morgen mit ihm sprechen können.“

Jimmy ließ die Teller sinken und sah ihr direkt in die Augen. „Wenn das nicht stimmt, spiele ich Polterabend.“

Am nächsten Tag hielt die Pflegerin ihr Wort. Jimmy durfte mit dem Arzt sprechen. Das Gespräch verlief kurz und unaufgeregt – eine bürokratische Notwendigkeit, die keine tieferen Erkenntnisse brachte, aber immerhin das eine Resultat hatte, das er sich erhofft hatte: Er durfte raus.

Kaum war er draußen, kaufte er sich, bei der ersten Pizzeria, die er fand, eine Pizza und eine Schachtel Zigaretten. Während er auf der Pizzaschachtel kritzelte und die Wärme des Kartons auf seinen Oberschenkeln spürte, wusste er, dass er beruhigter schlafen würde, wenn er eine Antwort auf einer seiner damaligen drängendsten Frage bekommen hatte.

Er fuhr zum Hauptbahnhof und begab sich zur Polizeistation. Durch die Glasscheibe konnte er sehen, dass der besagte Polizist, der ihn festgenommen hatte, nicht da war.

Naja, ich komme wieder. Ich will wissen, was das soll. Ich werde höflich fragen. So höflich wie er. Ich werde bitte sagen. Und dann soll er mir erklären, was dieses omnipotente Verhalten soll.

Er kehrte in die Klinik zurück, kam allerdings mit fünfzehn Minuten Verspätung an.

„Die Pizza hat solange gedauert“, log er beiläufig.

„Ist schon gut“, sagte der Pfleger nur und ließ ihn wieder herein.

Doch auch am folgenden Tag das gleiche Spiel. Der Polizist war erneut nicht da.

Der hat wohl Urlaub, dachte Jimmy, als er sich enttäuscht an die Bushaltestelle setzte. Die Sonne war längst untergegangen, und in den Straßen erwachte das Nachtleben.

Es war mittlerweile 18 Uhr.

Er hörte auf zu grübeln.

Jetzt bin ich zwei Stunden zu spät.

Ein Blick auf die funkelnden Lichter der Stadt ließ ihn schmunzeln.

Jetzt kann ich mir auch einfach Berlin anschauen.

Die Nacht brach herein, und der Fernsehturm leuchtete über den Straßen.

Seine erste Station war das Dach des Bundestags.

Jimmy stand auf dem Dach des Bundestags und ließ seinen Blick über die Stadt schweifen. Der Fernsehturm ragte wie ein stählernes Phallussymbol in den Himmel, das Brandenburger Tor lag in der Ferne im warmen Licht der Straßenlaternen, und unter ihm bewegten sich Menschen wie kleine Figuren in einem riesigen Spielfeld. Er war müde, aber in dieser Nacht fühlte er sich rastlos – zu viel Adrenalin, zu viele Gedanken, die in seinem Kopf herumschwirrten.

Er spielte mit der Idee, sich einen Scherz zu erlauben. Vielleicht am Eingang des Restaurants auf dem Dach als improvisierter Türsteher auftreten. *„Entschuldigung, das Restaurant hat heute geschlossen. Geschlossene Gesellschaft, wie immer. Und nein, mein Name ist nicht Karlsson vom Dach, auch wenn ich so aussehe – nur fünfzehn Jahre älter.“*

Ein kleines Grinsen huschte über sein Gesicht. Doch es blieb ein Gedankenspiel. Unten angekommen, überkam ihn eine andere Idee.

Eine schwarze Limousine parkte in der Nähe. Ohne groß nachzudenken, öffnete er die Tür, setzte sich hinein und sagte mit selbstsicherem Ton: „Einmal ins Ritz, bitte. Und lassen Sie den Champagner kaltstellen. Die Angie kommt auch gleich.“

Die Fahrerin drehte sich mit weit aufgerissenen Augen zu ihm um. Jimmy konnte ihr Entsetzen beinahe greifen.

„Die kennt den Weg anscheinend nicht einmal“, dachte er belustigt und stieg wieder aus. *„Ich glaube, ich nehme lieber das nächste Taxi.“*

Er kaufte sich eine Tageskarte und stieg an der Station *Unter den Linden* in die U-Bahn. Die Nacht in Berlin hatte eine seltsame Magie – eine Mischung aus Freiheit, Anonymität und einer latenten Unruhe, die ihn immer weitertrieb.

Am Alexanderplatz stieg er aus. Er blieb kurz stehen, ließ seinen Blick über das riesige Areal gleiten. Menschen standen in Grüppchen zusammen, Touristen machten Fotos, und irgendwo schlief jemand auf einer Bank.

Er verschränkte die Arme und betrachtete den Monolith.

„Und das soll so toll sein? Ein Phallussymbol für Größenwahnsinnige.“

Er konnte sich nie entscheiden, ob er Berlin faszinierend oder einfach nur anstrengend fand.

Irgendwann im Laufe der Nacht, er wusste später nicht mehr genau wie, fand er sich vor dem *Rosis* wieder. Die Musik drang in dumpfen Bässen aus dem Gebäude, und er konnte bereits an der Tür erkennen, dass hier Drum & Bass lief.

„Okay, so ganz falsch bin ich hier nicht.“

Er trat ein, ließ sich von der Musik treiben, doch bald merkte er, dass etwas nicht stimmte. Sein Körper fühlte sich seltsam an, seine Gedanken verschwammen. Die Medikamente, die er seit einiger Zeit nahm, begannen sich bemerkbar zu machen.

„Ich muss was essen.“

Er verließ den Club und lief einige Straßen weiter, bis er vor einem kleinen, gemütlichen Lokal stehen blieb. Es war warm beleuchtet, durch die Fenster sah er ein paar Pärchen und kleine Gruppen an den Tischen sitzen.

„Hätte ich eine Freundin, würde ich sie hierher einladen.“

Er bestellte eine vegetarische Mahlzeit, dazu ein Glas Weißwein, und ließ sich Zeit. Der Geschmack des warmen Essens tat gut, beruhigte ihn. Zum Abschluss gönnte er sich noch einen starken Kaffee, während er nachdachte.

Er hatte genug für diese Nacht. Er beschloss, zurück in die Klinik zu fahren und dort zu schlafen.

Als er wieder auf Station ankam, wurde er sofort von einem der Pfleger abgefangen.

„Wo kommen Sie denn her? Wir haben uns Sorgen gemacht.“

Jimmy lächelte gelassen. „Ich war ausspannen. Dafür bin ich eigentlich nach Berlin gekommen. Ich habe nur ein Bier getrunken, also keine Sorge. Alles okay.“

Die Antwort schien den Pfleger zu beruhigen.

Später auf dem Balkon traf er den **Rocker**, dessen Namen er bis heute kannte, aber nie verraten würde. Sie rauchten eine Zigarette zusammen und führten eines dieser Gespräche, die nicht tiefgründig sein mussten, um in Erinnerung zu bleiben.

Diese Nacht war seltsam gewesen. Aber sie war vorbei.

Wie üblich verschlief Jimmy das Frühstück. Diesmal allerdings so gründlich, dass selbst das Mittagessen schon fast vorbei war, als er endlich aufstand. Er schnappte sich schnell etwas zu essen, bevor er sich Haschim und Bejan anschloss, die sich auf den Weg nach draußen machten.

Sie gingen in eine nahegelegene Wohnung. Als sie eintraten, blieb Jimmy im Flur stehen, unsicher, ob er sich weiter hineinwagen wollte. Er beobachtete, wie Haschim und Bejan sich umsahen, sich kurz mit jemandem unterhielten. Nach einer Weile kamen sie wieder zu ihm zurück.

„Komm, wir gehen. Ich muss dir etwas zeigen.“

Jimmy folgte ihnen schweigend durch die Straßen.

Nach einer Weile erreichten sie einen kleinen, fast versteckten Friedhof. Kaum waren sie dort, begann Haschim, eine Tüte zu bauen.

Jimmy schaute ihn an und dachte: *„Also, wenn ich das jetzt mache, fahre ich wieder einen Film.“*

Doch bevor er etwas sagen konnte, hielt Haschim ihm das Ding bereits hin.

Jimmy nahm einen Zug. Und noch einen.

Im selben Moment, in dem er inhalierte, sah er Bejan im Augenwinkel zwischen den Gräbern hin- und herlaufen. Ein Anblick, der ihn auf unangenehme Weise frösteln ließ.

Er spürte, wie sich etwas in ihm zusammenzog. Ein dunkles, beklemmendes Gefühl, das ihm durch die Knochen kroch.

„Nie. Nie. Nie. Nie. Nie. Wieder.“

Hastig drückte er Haschim die Tüte zurück in die Hand.

Als er zurück auf Station kam, wurde er am Eingang direkt von einem Pfleger angesprochen.

„Es hat jemand für Sie angerufen.“

Jimmy runzelte die Stirn. „Wer denn? Es weiß niemand, dass ich hier bin.“

Der Pfleger zögerte kurz, bevor er antwortete.

„Ihre Mutter. Sie sollen zurückrufen.“

Mit einem Kloß im Hals griff Jimmy nach dem Telefon.

Als er die Stimme seiner Mutter hörte, spürte er, wie sich ein Knoten in seinem Bauch zusammenzog.

Seine **Cousine war gestorben.**

Er hielt den Hörer fest in der Hand, hörte die Worte, ließ sie durch sich hindurchfließen, ohne dass er sie wirklich verarbeiten konnte.

In seinem Kopf hallte nur ein einziger Satz wider:

„Nie. Nie. Nie. Nie. Wieder.“

Wie betäubt betrat er den Raucherraum.

Chris hob den Kopf, musterte ihn.

„Was ist los?“ fragte er.

Jimmy öffnete den Mund, aber keine Worte kamen heraus.

Da sagte Chris, „Moment ich hole schnell mal was. Warte einen Moment.“ Und kam mit jenem Text wieder:

Körperwörter

Am Anfang stand ein Wort, dass eigentlich ein Doppelwort war.

Die Aufgabe des Wortes war eine einzige ... die Hülle für ein anderes Wort sein, es beschützen, es umarmen, es festhalten, es lieben.

Dieses andere Wort war Seele. Tief in diesem einen Wort war ein weiteres Wort.

Dieses Wort war Ich.

Doch aus einem Ich wurden mehrere. Am Anfang war alles noch im Lot.

Am Lot pendelten diese Ichs in jener Reihenfolge:

Über-Über-Ich

Über-Ich

Ich

Darunter war noch ein Ich, welches sich aber unter dem Namen Unterbewusstsein tarnte.

Irgendwann pendelten die Ichs so stark, dass das Lot plötzlich riss.

Dadurch verloren sie an Halt. Sie verloren den Ankerpunkt nachdem sie alles ausrichteten,
auch sich selbst.

In Panik und vollkommen orientierungslos rannten sie in alle Richtungen auseinander ... und zerrissen den letzten Rest, der sie zusammenhielt.

Nun schrien alle: "Wie komme ich wieder ins Lot?"

Wie flicke ich eine zerissene und orientierungslose Seele?

Aus dem Wort, was am Anfang stand, wurden viele.

Aus Körperwort, wurde Körperwörter.

Es wartete viel Arbeit auf diese Körperwörter.

Die Wörter, die in meinem Körper Leben;

zuerst spür ich sie meist in meinem Bauch sich regen, nicht alle,

einige bleiben am Blinddarm kleben,

die anderen wandern gemächlich über die Brust zur Stirn,

um sich dann, dort, je nachdem – festzusetzen – einzunisten unter meinem Schopf,

in meinem Kopf,

in meinem Hirn.

Die Wörter, die in meinem Körper Leben,

die sich auch in Richtung Herz bewegen,

nie sind sie still,

immer müssen sie nach Freiheit streben.

Sind sie aufdringlich,

versuche ich sie zu zerreden,

doch sie wehren sich dagegen,

indem sie wie Wirbelstürme über meine Kopfhaut fegen – um mich herum schweben,

sich ab und an, auf meine Zunge legen,

die Wörter, die in meinem Körper leben.

Sie hatten viel zu tun. Irgendwie waren sie zu bedauern.

Ohne zu wissen, warum oder wieso, mehr aus einem Gefühl des Pflichtbewusstseins, stotterte Jimmy: „Danke.“

Daraufhin beendete Chris seinen sprachlichen Exkurs:

“Sisyphos müssen wir uns als einen glücklichen Menschen vorstellen.”

Und noch heute sind sie nicht fertig alles in Ordnung zu bringen.

Hoffen wir, dass sie es irgendwann einmal schaffen werden.

Verwundert und sprachlos schaute Jimmy Chris an.

Daraufhin rezitierte Chris folgendes:

Normal genug um Schizophren zu sein

Unsere Liebe ist ein Vorwurf

unsere Leere ist ein Spiegel

wir geben kein Geheimnis preis

und niemals Brief und Siegel

Unsere Tränen sind aus Stahl

und unsere Fäuste aus Wachs

in Konspirativem Willen trinken wir Äther zu falschem Lachs

Unser Traumschloss fest verankert wohnen wir in der Flucht

unsere Sehnsucht wird die Heimkehr sein zu jeder Daseinssucht

Normal genug um Schizophren zu sein

Unsere Liebe ist ein Vorwurf

Unsere Leere ist ein Spiegel

Wir geben kein Geheimnis preis

Und niemals Brief und Siegel

Genau in diesem Moment stürmte die Frau mit der Partylaune in den Raucherraum, stellte die Boombox, die sie in der Hand hatte nahe der Steckdose hin und meinte wohl, dies sei wohl der richtige Zeitpunkt für eine Party.

Entnervt drückte Jimmy die Zigarette aus, die er weniger geraucht, als sich an ihr festgehalten hatte, aus, und ging in sein Zimmer und legte sich schlafen.

Kapitel 17: Nutoka mit Erdnusscreme

Als Jimmy am nächsten Morgen seine Augen öffnete, stand Giovanni bereits an seinem Bett. Für einen Moment glaubte er zu träumen – es war Jahre her, dass sie sich das letzte Mal gesehen hatten. Doch die vertraute Silhouette in der morgendlichen Dämmerung ließ keinen Zweifel zu. Seine Mutter hatte ihn wohl angerufen und um Hilfe gebeten. Ob es Giovanni oder sie gewesen war, der mit dem Klinikpersonal gesprochen hatte, wusste Jimmy nicht. Doch das Ergebnis stand fest: Er durfte die Klinik verlassen – mit Giovanni an seiner Seite.

Ohne große Worte packte er seine wenigen Sachen zusammen, und gemeinsam verließen sie das Gebäude. Die kalte Berliner Luft schlug Jimmy entgegen, als sie durch die Stadt fuhren. In Giovannis Auto war es ruhig, doch es war keine unangenehme Stille. Vielmehr war es die Art von Schweigen, die zwischen alten Freunden existiert – voller unausgesprochener Worte, aber frei von der Notwendigkeit, sie sofort auszusprechen.

Es war lange her, dass sie sich das letzte Mal gesehen hatten, doch ihre Freundschaft reichte bis in die frühen Jahre ihrer Kindheit zurück. Sie kannten sich seit dem Kindergarten, hatten unzählige Abenteuer miteinander erlebt und waren gemeinsam bei den Pfadfindern gewesen. Sie hatten mehr Erinnerungen miteinander geteilt, als sie in einer einzigen Unterhaltung nachholen konnten.

In Giovannis Wohnung angekommen, machten sie es sich bequem. Alte Geschichten tauchten auf, als hätten sie nur auf diesen Moment gewartet.

„Erinnerst du dich noch an die *Solala*-Sommerlagerfahrt?“ fragte Jimmy grinsend, während er sich in Giovannis Sofa sinken ließ.

Giovanni lachte trocken. „Wie könnte ich das vergessen?“

Es war diese eine Fahrt, bei der Jimmy beinahe in den Alpen im Elsass abgestürzt wäre. Sie hatten sich damals auf einem Gewaltmarsch zu einem entlegenen See befunden, erschöpft, hungrig, die Beine schwer von der endlosen Strecke. Und dann war da dieser Moment, in dem Jimmy den falschen Tritt gemacht hatte – ein kurzer Augenblick der Unachtsamkeit, und er wäre die Felswand hinabgestürzt.

Die Erinnerung daran lag schwer in der Luft. Doch noch bevor die Stimmung zu ernst werden konnte, lenkte Jimmy das Gespräch in eine andere Richtung.

„Sag mal, hast du eigentlich noch das alte Video, das wir damals gemacht haben, bevor sich unsere Rover-Gruppe endgültig aufgelöst hat?“

Giovanni hob die Augenbrauen. „Was willst du denn damit?“

Jimmy zögerte kurz. Dieses Video war entstanden in einer Zeit, die er lieber vergessen wollte. Es war die Phase, in der seine damalige Freundin ihn betrogen hatte – mit einem aus Jimmys Matheleistungskurs. Der Typ hatte ihn später mit einer Pistole bedroht. Es war eine dieser Erinnerungen, die irgendwo im Hinterkopf lauerten, niemals wirklich

verblassten, sondern sich immer dann ins Bewusstsein drängten, wenn man am wenigsten damit rechnete.

„Ich will mir das einfach nochmal anschauen“, sagte Jimmy schließlich.

Giovanni seufzte und stand auf. „Kannst du gerne machen. Ich kann dir das im anderen Zimmer anmachen, aber ich gucke mir diesen Scheiß bestimmt nicht nochmal an.“

Während das Video lief, tauchte Jimmy tief in die Vergangenheit ein.

Zwei Monate vor den Aufnahmen war die Gruppe gemeinsam nach Frankreich aufgebrochen – mit zwei Autos, vollgepackt mit Zelten, Proviant und jeder Menge jugendlichem Überschwang. Doch schon am zweiten Tag war die erste große Diskussion ausgebrochen.

Das ursprüngliche Ziel waren die Pyrenäen gewesen, doch nicht alle waren damit einverstanden. Eine hitzige Debatte entbrannte darüber, ob sie die geplante Route beibehalten oder eine andere Richtung einschlagen sollten. Am Ende wurde eine Entscheidung auf unkonventionelle Weise getroffen: mit einer Partie Schach.

Jimmys damalige Exfreundin war im Auto der Befürworter. Er selbst war mit den anderen unterwegs. Da Jimmy schon seit frühester Kindheit Schach gegen seinen Vater gespielt hatte, wurde er zum Spieler seiner Gruppe bestimmt. Mit beeindruckender Leichtigkeit gewann er die Partie. Doch anstatt der Niederlage zu akzeptieren, erklärten die Befürworter trotzig, dass sie trotzdem in die Pyrenäen fahren würden.

Jimmys Gruppe hingegen beschloss, umzukehren.

Ein Fehler, wie sich später herausstellen sollte.

Anstatt noch eine Nacht auszuruhen, bestanden die anderen darauf, sofort die Rückreise anzutreten. Navigationsgeräte waren damals noch selten, und so wurde Jimmy als Beifahrer mit der Aufgabe betraut, anhand einer Papierkarte den Weg zu weisen. Während die anderen sich beim Fahren abwechselten und wenigstens zwischendurch ein Nickerchen machten, musste Jimmy die ganze Nacht wach bleiben, um sie nicht vom Kurs abkommen zu lassen.

Doch irgendwann, als sie Nizza bereits hinter sich gelassen hatten, kam der unausweichliche Moment.

„Du musst jetzt auch mal fahren“, forderten die anderen.

„Ich kann nicht“, wehrte Jimmy ab. „Ich bin komplett durch.“

Doch sie ließen nicht locker. Immer wieder drängten sie ihn, bis er schließlich nachgab.

Es konnte nicht gutgehen.

Kurz vor der Grenze, in einem kleinen Dorf, geschah es dann: Ein übermüdeteter Moment der Unachtsamkeit, und Jimmy übersah einen kleinen Kreisverkehr. Er fuhr geradewegs

darüber hinweg, hörte das unsanfte Krachen unter dem Wagen. Ein Kabel hatte sich gelöst, und nun funktionierte nur noch der dritte Gang.

An der Grenze machten sie Halt an einer Raststätte und versuchten, den Schaden zu reparieren. Doch das Auto war angeschlagen.

Am Ende schafften sie es nach Hause – aber der Wagen hatte einen Motor- und Getriebeschaden.

Diese Reise hatte die Gruppe endgültig auseinanderbrechen lassen. Die Nachbesprechung nach ihrer Rückkehr war nicht mehr als eine Formalität. Man hatte entschieden, eine kleine Videobox aufzubauen, in der jeder anonym seine Meinung hinterlassen konnte, was in der Gruppe hätte anders laufen sollen.

Und nun, Jahre später, saß Jimmy hier und sah sich das Ergebnis an.

Als das Video endete, atmete er tief durch, stand auf und kehrte ins andere Zimmer zurück.

Giovanni sah ihn an. „Und? Hat es dir etwas gebracht?“

Jimmy ließ sich auf das Sofa fallen, fuhr sich müde mit der Hand durchs Gesicht.

„Nein, nicht wirklich. Eher im Gegenteil.“

Am nächsten Morgen frühstückten sie zusammen.

„Nutoka oder Erdnussbutter?“ fragte Giovanni, während er sich sein Brot schmierte.

Jimmy grinste müde. „Wenn schon, denn schon. Beides.“

Im Laufe des Tages traf Jimmys Mutter in Berlin ein.

Am nächsten Morgen würden sie gemeinsam die Rückreise antreten.

Fortsetzung folgt ...

oder sie folgt auch nicht!

Epilog: Räuberpistole? Nein, danke!

Worte haben eine seltsame Macht. Sie können verschleiern, Dinge einhüllen wie dichter Nebel, für einen Moment das Atemraubende anhalten, die Realität verzerren – oder sie brutaler und schonungsloser offenlegen, als man es sich wünschen würde. Manchmal verfangen sie sich in Widersprüchen, drehen sich im Kreis, werden zu urteilen, Vorurteilen, nachgereichten Urteilen, immer besserwissend, von außen betrachtet, ohne jemals wirklich dabei gewesen zu sein. Man sieht nur, was die eigene Vorstellungskraft zulässt. Der Schrei in den Wind erreicht oft nur den, den man eigentlich nicht meint.

Wenn ich schreibe „*Fortsetzung folgt*“, dann nicht, um eine Geschichte künstlich am Leben zu halten, sondern um zu zeigen, dass es Dinge gibt, die nicht enden, solange man sie immer wieder berührt, solange man nicht aufhört, in Wunden zu bohren, die nie heilen. Dass es Orte gibt, aus denen man nie ganz entkommen kann, selbst wenn die Türen irgendwann offenstehen. Wer einmal gefesselt war – mit Worten, mit Diagnosen, mit Sedierung so tief, dass nur noch ein brabbelndes Echo der eigenen Gedanken übrigbleibt – der weiß, dass es kein „einfaches“ Weiterleben gibt.

Manchmal sehe ich es noch, in meinem Inneren. Die Schatten, die mich im Traum heimsuchen, die Erinnerungen, die mich einholen, egal, wie sehr ich versuche, ihnen zu entkommen. Und deshalb spreche ich vom Radebrechen, weil es kein einziges Wort gibt, das je beschreiben könnte, was es bedeutet, innerlich ermordet worden zu sein.

Wie Sie als Leser vielleicht schon erkannt haben, ist Jimmy nicht mein wirklicher Name.

Die Wahrheit ist: Ich habe versucht, meine Geschichte mit einem Blick von außen zu betrachten. Die Namen habe ich verändert, um diejenigen zu schützen, die mit mir auf dieser Reise waren. Doch die Erinnerungen – die sind echt. Ich habe aufgeschrieben, was ich noch weiß, was mir selbst widerfahren ist, was ich selbst erfahren habe.

Aber wer bin ich?

Diese Frage ist nicht so einfach zu beantworten. Für mich selbst bin ich vieles, was ich für andere nicht bin.

Vielleicht ist das die ehrlichste Antwort, die ich geben kann.

Die Wahrheit kann man sich nur bis zu einem gewissen Punkt nähern. Irgendwann wird der Schmerz zu heftig, um weiterzugehen.

Ich könnte aufzählen, was ich in meinem Leben getan habe. Ich könnte auflisten, was ich alles *nicht* getan habe. Aber am Ende spielt es keine Rolle.

Ich glaube schon lange nicht mehr daran, dass das, was ich versucht habe, einen wirklichen Wert für andere hatte. Früher war es mir wichtig zu wissen, dass mein Leben nicht einfach bedeutungslos an anderen vorbeizieht. Dass es Menschen gibt, denen es nicht *buchstäblich* am Allerwertesten vorbeigeht. Dass aus mir vielleicht *etwas anderes*

hätte werden können – etwas anderes als dieser Einsame, verbitterte, um Aufmerksamkeit ringende, in ein tiefes Loch gefallene, ehemals hoffnungsvolle, heute fast 37-jährige, psychiatrisiert und in seiner Jugend voller Pläne, die nie real wurden.

Früher wollte ich in der Psychiatrie arbeiten.

Heute wünschte ich mir, ich könnte das Gefühl abschütteln, selbst nicht mehr als ein gestrandeter Fall zu sein.

Ich bin ein Mann, der sich oft zurückgezogen hat.

Und wenn man sich lange genug zurückzieht, kommt irgendwann der Punkt, an dem man sich fragt: *Was bleibt?*

Wenigstens ein paar Worte. Worte, die festhalten, was ich selbst nicht mehr festhalten konnte.

Ich möchte noch einmal kurz zurückblicken, auf meinen letzten Aufenthalt auf der 13.2 – und auf den Besuch danach, der mir endgültig zeigte, dass diese Tür für mich nicht mehr so schnell offen stehen würde. Danach kommt der Schluss.

Vielleicht nur vorerst.

Denn manchmal überkommt mich wieder der Drang, etwas festzuhalten.

Aber da ich vorhabe, diesen Text auszudrucken – vielleicht ihn sogar in Buchform zu bringen –, verabschiede ich mich an dieser Stelle.

Von Ihnen, liebe Leserin.

Von Ihnen, lieber Leser.

Warum „Räuberpistole? Nein, danke!“?

Ich hätte einfach nur „*Epilog*“ schreiben können.

Aber ich wollte von Anfang an klarstellen, dass dieser Text in meinen – offiziell als schizophren diagnostizierten – Augen näher an der Wahrheit liegt, als es irgendeine erfundene Geschichte je könnte.

Das hier ist keine *Räuberpistole*.

Ich habe in meinem Leben sechs Pistolen gesehen.

Und ich meine nicht metaphorische Worte, die in die Luft geschossen wurden.

Ich meine echte Waffen.

Die erste begegnete mir an einem Silvesterabend.

Doch eigentlich muss ich noch weiter zurückgehen.

Schon als Kind stand ich oft außen. Ich beobachtete lieber, als aktiv teilzunehmen. Ich fiel auf – so sehr, dass die Kindergärtnerinnen meine Eltern darauf ansprachen, ob ich vielleicht Autist sei.

In der Nähe unseres Kindergartens lebte ein alter Mann, stadtbekannt als Krämerwilli. Immer mit einem Stock unterwegs, in sich gekehrt, ging er die Straße entlang, als wäre er nicht mehr ganz Teil dieser Welt. Wir Kinder wussten nur eines:

Wenn er vorbeikam und man leise sagte: „Hey Willi, die Russen kommen“, dann wurde aus seinem Stock eine Waffe.

Wir wussten damals nicht, was Krieg mit einem Menschen macht.

Wir wussten nur, dass wir, so klein wir waren, einen alten, hilflosen, traumatisierten Mann so sehr erschrecken konnten, dass er vergaß, wer er war.

Heute bin ich der Dorfdepp.

Aber zurück zu Krämerwilli und der ersten Pistole.

Irgendwann hatten wir es übertrieben.

Und eines Tages kam der alte Mann nicht nur mit seinem Stock.

Er kam mit einer Waffe. Zumindest erschien es mir als kleines Kind so.

Er stand plötzlich im Kindergarten – in meinen Kinderaugen mit einer Pistole in der Hand.

Damals hatte ich nicht begriffen, was geschah.

Erst Jahre später, an einem anderen Silvesterabend, wurde mir bewusst, was Angst vor einer Pistole wirklich bedeutete.

Im Jahr 1997 gab es eine Nacht, die mich bis heute nicht loslässt.

Es gab in Kelsterbach einen Partykeller mit echten Flugzeugsitzen. Ich hatte mich und einen Freund eingeladen – aber weil ich nicht mehr genau wusste, wo dieser Keller lag, irrten wir anderthalb Stunden durch die Straßen, um ihn zu finden.

Als wir schließlich ankamen, knallten die ersten Korken. Der billige Fusel floss in Strömen, und irgendwann war ich so dicht, dass ich nicht mehr wusste, ob ich schlafen oder weiterfeiern wollte.

Ich schwankte zur Tür, öffnete sie – und sah draußen jemanden mit einer Deagle hantieren.

Eine Waffe, die ich aus Videospielen kannte.

Doch diesmal war es nicht nur ein Spiel.

Ich war betrunken, doch die Erkenntnis traf mich eiskalt.

Das Ding ist echt.

Und dann:

„Peng. Peng. Peng.“

Bis das Magazin leer war.

Seit diesem Moment hasse ich jedes knallende Geräusch.

Ich hasse Böller.

Ich hasse das Ballern.

Ich hasse das sinnlose Bellen, mit dem Menschen auf sich aufmerksam machen.

Vielleicht hätte ich diese Geschichte nie erzählen sollen.

Aber sie ist ein Teil von mir.

So wie all die anderen Dinge, die ich versucht habe zu verdrängen.

Es gibt Dinge, die in einem brennen, selbst wenn die Zeit längst darüber hinweggezogen ist. Dinge, die sich tief in das Fleisch der Erinnerung gegraben haben, so tief, dass sie nie wirklich verschwinden. Man kann sie begraben, mit Worten bedecken, ihnen andere Namen geben – aber sie bleiben da.

Wenn ich Erwachsene sehe, die Kinder anschreien, sie erschrecken oder mit absurden Methoden glauben, ihnen „Respekt beibringen“ zu müssen, kocht etwas in mir hoch. Ein Impuls, der mich für einen Moment vergessen lässt, wer ich bin.

Am liebsten würde ich ausholen und diesen meist alten, männlichen Ignoranten eine pfeffern. Nicht aus Lust an Gewalt, sondern aus einer Wut, die sich über Jahre angesammelt hat. Vielleicht würden sie dann endlich begreifen, dass Angst niemals ein Spiel ist, dass Schock und Schmerz kein Humor sind, egal wie viel Sarkasmus sie selbst auch mögen.

Ein Kind verdient niemals Angst.

Niemand verdient Angst.

Es reicht, dass ich sie hatte.

Ich wünsche es keinem.

Selbst wenn mich keine Kugel je getroffen hat, verfolgt mich der Schock des Unerwarteten bis heute. Selbst jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, spüre ich das Echo all jener Momente, in denen ich mit Waffen konfrontiert wurde.

Die nächste Pistole begegnete mir eine Woche, bevor meine erste feste Freundin mir beichtete, dass sie mich betrogen hatte – ausgerechnet mit jemandem, dem ich ein Heim, ein Ohr und das Versprechen gegeben hatte, ihm zu helfen.

Ich hatte es geahnt.

Er verbrachte viel Zeit bei mir, nachdem er vor seinem gewalttätigen Vater und seiner trinkenden Mutter sich vor allem auch bei meinen Eltern Rat einholte. Ich hätte es wissen müssen. Ich deutete ihm vorsichtig an, dass ich einen Verdacht hatte, doch bevor ich es aussprechen konnte, unterbrach er mich.

„Moment“, sagte er, „bevor du weiterredest, zeige ich dir etwas.“

Er griff hinter sein Bett, zog zuerst ein Luftgewehr und dann eine Pistole hervor.

Zwei Tage später lag sie nackt in meinem Bett, gab alles zu und sagte:

„Aber das Auto deiner Eltern leihst du uns trotzdem für den Umzug, oder?“

Ich sah sie an.

Dann stand ich auf, zog mich an und sagte nur:

„Fick dich selber.“

Die nächste Pistole sah ich auf der Station **13.2**.

Nach meiner ersten Nacht dort, unter Diazepam und anderen Downern, wankte ich aus dem Bett. Sechzehn Stunden Schlaf hatten mir nicht die Ruhe gegeben, die ich gebraucht hätte. Als ich durch den Flur lief, fiel mir im Pausenraum der Pfleger ein Objekt ins Auge.

Es sah aus wie eine Pistole – aber anders.

Der Griff war dunkelbraun, fast schwarz. Der Lauf war kurz, rot, und ungewöhnlich breit. Etwas in mir schrie, dass hier etwas nicht stimmte. Innerhalb des Laufs blitzte es silbern auf, als würde sich im Inneren etwas bewegen.

Ich stand einen Moment lang da, starrte das Ding an.

Dann kam der Pfleger um die Ecke.

Seine Stimme war scharf, bestimmend.

„Gehen Sie weiter!“

Ich wollte fragen: „*Wofür brauchen Sie das?*“

Aber ich stellte die Frage nicht.

Ich wusste, dass ich keine Antwort bekommen würde.

Wieder zu Hause.

Ein Freund erzählte mir von einem Kampfsportlehrer, der sich mit den falschen Leuten angelegt hatte. Er wollte einem jungen Mann helfen, sich aus den Fängen eines aggressiven Drogenhändlers zu befreien.

Der Drogenhändler erschoss ihn.

Ich erzählte ihm von meiner Angst, er erzählte mir von seiner.

Wir saßen da, jeder mit seinen eigenen Bildern im Kopf, während draußen die Nacht heraufzog.

Kurz vor meinem nächsten und – hoffentlich – letzten Aufenthalt auf der **13.x**.

Ich saß am Küchentisch meiner Eltern.

Müde, entnervt, gereizt.

Ich griff nach einem Taschentuch.

Eine der beiden Polizistinnen, die gekommen waren, um mich abzuholen, griff reflexartig an ihr Halfter.

„Hände, wo ich sie sehen kann!“ bellte sie.

Für einen Moment war alles still.

Meine herzkrankte Mutter saß erstarrt am Tisch.

Mein Vater sah aus, als wollte er etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus.

Und ich?

Ich war müde.

Müde vom Schlafmangel. Müde vom Lärm in meinem Kopf. Müde vom Leben.

Alles, was ich wollte, war ein verdammtes Taschentuch.

Aber stattdessen musste ich mich an den Gedanken gewöhnen, dass diese zwei Dorfnutten in Uniform nicht nur mir, sondern auch meiner Mutter unnötig Angst gemacht hatten.

Weil ich eine Nacht hatte, in der ich nicht schlafen konnte.

Weil eine Fliege mir bei den Kopfschmerzen wie ein Elefant vorkam.

Auf 13.2 sprach ich mit einem Pfleger.

Ich erzählte ihm Dinge, die ich sonst niemandem erzählte.

Als ich ging, sah er mich an und sagte:

„Ich hoffe im Guten, dass wir uns HIER nie mehr wiedersehen.“

Ich wollte fast antworten:

„Auf Wiedersehen.“

Aber im letzten Moment hielt ich inne.

Ich atmete ein.

Und dann sagte ich:

„Danke – und woanders immer gerne wiedersehen.“

Dabei meinte ich eigentlich:

„Danke – und falls wir uns einmal wiedersehen, gebe ich ein Bier aus.“

Nur noch eins ...

Die letzten Zeilen widme ich meinem kleinen großen Bruder.

Ohne dich, ohne das Wissen, dass du trotz allem – trotz so eines Idioten wie mich als Bruder – dein Leben mal mehr, mal weniger und am Ende doch immer meisterst, wäre nichts von dem hier Geschriebenen je auf Papier gekommen.

In tiefer Dankbarkeit:

Danke, dass es dich gibt.

Natürlich gilt dieser Dank auch all jenen, die wirklich da waren, als alle anderen – denen ich ohnehin immer egal war – nicht da waren.

Carmen, Lelle, Dissy, Guido, Gigetto, Gigi, Isa, Pino, Luca, Hubert, Rolf, Franco, Anna, Johannes, Zacka und Mario ... nur um ein paar zu nennen.

Am Ende war es vor allem meine Familie und die wenigen echten, wahren Menschen, denen ich etwas bedeute – zumindest bedeuten muss (noch bin ich ja nicht endgültig zum Teufel gejagt worden) –, die mir aus dem tiefsten Loch geholfen haben.

Besonders drei Frauen möchte ich danken:

Dissy, Carmen und Isa.

Und ja, nicht jeder Psychiater oder jeder Auszubildende in der Psychiatrie ist ein Arschloch. Ich hoffe, das merkt man den letzten Zeilen an.

Trotz allem wären mir einige Tiefschläge erspart geblieben.

Zum Beispiel die Fixierung am letzten Geburtstag meiner Oma. Vielleicht wäre mein Blick auf manches heute wohlwillender, wenn mir solche Momente erspart geblieben wären.

Aber keine Angst – ich bin immer noch in Behandlung.

In Erinnerung an zwei verlorene Freunde

Es gibt Menschen, die man nicht einfach gehen lassen kann. Nicht, weil sie noch da sind, sondern weil sie Spuren hinterlassen haben, die selbst der Tod nicht auslöschen kann.

Ich möchte an dieser Stelle an zwei Menschen erinnern, die beide im Jahr 2020 verstarben. Zwei Leben, zwei Geschichten, die auf unterschiedliche Weise zu früh endeten.

Mario.

Mario war ein ehemaliger Wachmann, ein Heimkind, ein Mensch, der es im Leben nie leicht hatte. Er wurde ein Vater, dem man sein Kind vorenthielt. Sein Sohn nahm sich das Leben, weil die Mutter dem Sohn, auch als dieser Volljährig war, sich weigerte, ihm zu sagen, wo er seinen Vater finden konnte.

Mario durfte seine Tochter erst ein Jahr lang kennenlernen – nur ein einziges Jahr –, bevor er an einem Gehirntumor starb.

Er und ich führten lange, ehrliche, tiefgründige Gespräche, die mich mehr geprägt haben, als ich damals vielleicht zugeben wollte. Es war Mario, der mich endgültig davon überzeugte, dass Suizid nicht nur sinnlos ist, sondern vor allem zutiefst ungerecht gegenüber denen, die bleiben.

„Dann gibst du doch auch noch dein letztes Hemd. Da gewinnt niemand – außer vielleicht die, die du damit bestrafen willst. Aber der einzige, den du wirklich bestrafst, bist du selbst.“

Er hatte Recht.

Thomas.

Thomas wurde tot in seiner Wohnung gefunden.

Die offizielle Todesursache: Herzinfarkt.

Aber wenn man es genau betrachtet, war es nichts anderes als ein sehr langsamer, aber erfolgreicher Suizid. Nach seiner Scheidung hat er sich buchstäblich zu Tode gesoffen.

Wir kannten uns seit unserer Jugend.

Wir haben über 20 Jahre unzählige Stunden gemeinsam im Radio verbracht.

Vor allem um seine Kinder, **Maya und Fabio**, tut es mir unendlich leid.

Ich hatte noch kurz vor seinem Tod versucht, ihn vom Trinken abzubringen. Ich habe ihn mit einem trockenen Alkoholiker besucht, und wollte ihn mit dessen Hilfe überzeugen. Doch er ließ uns nicht einmal mehr in seine Wohnung rein.

Für seine Kinder ist die verlorene Zeit nicht mehr aufzuholen.

Suizid – ob langsam oder schnell – ist keine Lösung.

Egal, wie viel Leid man selbst erlebt oder glaubt erlebt zu haben, das Leid, dass man hinterlässt, ist noch größer.

Mario hatte es treffend gesagt:

„Du gibst dann auch noch dein letztes Hemd. Bist du bekloppt? Reicht es nicht schon, wenig zu haben? Willst du auch noch das bisschen, was du noch hast, hinterherwerfen?“

Wer klar bei Verstand ist, weiß, dass die einzige Antwort darauf **„NEIN!“** lauten muss.

Der Rest?

Bleibt hoffentlich privat.

Den vielen ungefragten Kommentatoren möchte ich auf meiner jetzigen neuen Reise aus tiefster Ehrlichkeit zurufen:

„Leckt mich am Arsch! Kümmert euch um euren eigenen Scheiß und lasst mich in Frieden!“

An eurer Stelle würde ich mich schämen.

Schon blöd genug, dass ich mich mein ganzes Leben lang für Dinge geschämt habe, die ich selbst nie getan habe. Dass ich diese ganze Scheiße mitgemacht habe. Dass ich unzählige schlaflose Nächte hatte, weil ich als Kind im Kindergarten über den Zaun gerufen habe:

„Hey Willi, die Russen kommen!“

Glaubt mir, inzwischen habe ich den ein oder anderen russischen Liebesfilm gesehen.

Ja, die Russen können tatsächlich kommen.

Man kann jeden noch so lieb gemeinten Brief zerplücken, umdeuten, in jeden Nebensatz irgendwas hineininterpretieren, was einem gerade in den Kram passt.

Und glaubt mir:

Damals wusste ich nicht einmal, dass ich selbst kommen kann.

Es gibt diesen Moment, in dem man merkt:

Egal, wie sehr man sich anpasst oder eben nicht anpasst – es wird immer jemanden geben, der sich den Hals verrenkt, um einem einen Strick daraus zu drehen.

In genau diesen Momenten denke ich an den Witz mit der Taube:

Seit Jahrhunderten stehen zwei Statuen auf einem Platz.

Eines Tages kommt ein Engel vorbei und erweckt sie für 15 Minuten zum Leben.

„Ihr habt Zeit, genau das zu tun, was ihr schon immer tun wolltet.“

Die männliche und die weibliche Statue schauen sich an, grinsen – und verschwinden gemeinsam hinter einem Busch.

Nach sieben Minuten kommen sie freudestrahlend zurück.

Der Engel sieht sie an und sagt:

„Ihr habt noch acht Minuten. Wenn ihr wollt, könnt ihr es noch einmal tun.“

Daraufhin dreht sich die weibliche Statue zur männlichen und sagt:

„Diesmal hältst du die Taube fest – und ich kack drauf!“

Sich daran aufzugeilen, dass ein anderer in jedes nur erdenkliche Fettnäpfchen getreten ist ...

Wenn ich ihr wäre, hätte ich wirklich Besseres zu tun.

Mit freundlichen Grüßen,
euer aus Spaß gewählter Papst Lino.

Humor ist, wenn man trotzdem lacht.

Helau.

Schaue ich mir die Welt an, dann scheint es, als wäre jede Nacht und jeder Tag eine einzige endlose Fassenacht.

Ich kann glücklich sein, auch wenn ich nicht so klinge.

Ob freiwillig oder manchmal unfreiwillig – wenn ich Radio höre oder Radio mache, bleibt mir oft nichts anderes übrig, als darüber zu lachen.

Witz komm raus, ich glaub, ich bin noch im Keller.

Soll ich lachen?

Aber glaub mir: Höre ich mich selbst singen, könnte ich mich manchmal fast selbst umbringen.

Nicht, dass ich es je tun würde.

Aber es gibt so einen Punkt, an dem Selbstironie der letzte Anker ist, an dem man sich festhält, bevor der Ernst des Lebens einen endgültig verschlingt.

Wollt ihr auch einen Wein aus der Gegend bei Bingen?

So klingt es, wenn angeblich deutsche Römer spinnen.

Wenn ich könnte, würde ich ihn euch mitbringen.

Aber ich mache jetzt Schluss und komme zum Ende ...

Als ob ich rumlaufen und nach einer Spende fragen würde.

Wenn ich schon immer wieder meinen Arsch hinhalten muss, dann hätte ich wenigstens gern den entsprechenden Ausweis dazu –

Einen, mit dem ich rauf und runter könnte, von diesem verdammten Gelände.

Gelinde gesagt, ich habe die Schnauze voll, darum zu bitten, am Leben bleiben zu dürfen.

Lange Rede, kurzer Sinn ...

Ich war drin – und das nur, weil ich früh gelernt habe, nicht einfach zu spüren.

Weil für mich Freiheit bedeutet, dass ich sagen kann, was mir in den Sinn kommt.

Dass ich entscheiden kann, wie ich lebe und wo ich bin.

Wollt ihr mir ernsthaft sagen, dass ich, weil ich nie ein braves, gewolltes Kind war, bis heute einsam und ungezogen bleiben soll?

Ein ewiges Mamakind, für immer aus der Norm gefallen?

Scheiß drauf.

Ich habe es nur aus einem einzigen Grund gesagt:

Weil ich nicht mehr weiterwusste.

OK, ich spinn.

PS:

Es lebe das Leben und die Freiheit!

Gib dich selber niemals auf!

Nachwort: Die Kunst des Lamentierens

Zum Schluss will ich mich noch einmal darin üben, das, was mir in meinem Leben am meisten nachgesagt wurde, auf die Spitze zu treiben: Gekonntes Leiden, Dramatisieren und Lamentieren und eine Anekdote aus der Zeit erzählen, als ich endlich doch eine Ausbildung schaffte.

Meine Mutter war da besonders großzügig mit ihrem Lob. Sie meinte oft, ich hätte ein Talent dafür. Nun gut, dann will ich sie nicht enttäuschen.

Hier also ein Textversuch, in dem ich mich darin probiere, den gescheiterten Messias, den falschen Propheten oder den heiligen Teufel nachzuahmen.

Dieser Text entstand übrigens während einer Deutschstunde. Es ging um Sprachebenen – um die Frage, wie man „Hänsel und Gretel“ in Jugendsprache übersetzt. Während sich der Lärmpegel im Raum stetig steigerte, stellte mein Kopf einfach auf Durchzug.

Der aufgedrückte Konformismus prallt auf den als Antichrist verschrien und psychiatrisierten pseudo Anarchisten.

Und dieser denkt sich: *„Wäre es doch einfach nur ein Aufeinanderprallen der Kulturen.“*

Der Lehrer an der Tafel – der Prediger im Klassenzimmer – erzieht nicht zum freien Denken, weil er selbst in Schubladen gefangen ist.

Anstatt den Raum für Erkenntnis zu öffnen, um einen Weg aus dem Schubladendenken in eine offene Gesellschaft zu ebnen, verstärkt er nur die alten Strukturen.

Es wäre so einfach. Ein Lächeln, eine kleine Lockerheit, eine Geste, die zeigt, dass die Jugendkultur ihr eigenes Recht auf Definitionshoheit hat. Aber nein.

Stattdessen wird mit Schubladen um sich geworfen, als gäbe es nichts anderes. Keine Freiräume, kein echter Dialog, nur das ewige Hochhalten des Autoritätsprinzips.

Es führt jedes Mal zum gleichen Ergebnis.

Die Lautstärke steigt.

Jeder Austausch scheitert an einer Grundhaltung, die keinen Spielraum zulässt.

Ich sitze da, im Jahr 2015, 36 Jahre alt, und frage mich, warum ich wieder eine Schulbank drücke.

Ich bin hier, um nicht endgültig von der Klippe zu springen, die mir das System immer wieder vor die Füße wirft.

Ein System, das ich einst als Lehramtsstudent unterwandern wollte.

Nun sitze ich hier – ironischerweise auf der anderen Seite der Barrikade – und frage mich, ob nicht schon längst alles gesagt wurde.

Hatten wir das nicht schon einmal?

Waren das nicht die 70er?

Oder war es doch die 60er?

Egal, das Geseier kennen wir doch:

„Irgendwann habe ich den Traum vom Marsch durch die Institutionen hochkant über Bord geworfen.“

Und mich gleich mit.

Die Desillusionierung kommt in vielen Formen.

Meist schlägt dem Idealisten ein von Hass und Verachtung durchzogener Fatalismus entgegen.

Es bleibt ein dumpfes Gefühl zurück, das nichts mehr mit dem Enthusiasmus der Anfangszeit zu tun hat.

Es ist die Erkenntnis, dass sich die Mühlen nicht drehen lassen, wenn diejenigen, die sie bewegen, es nicht wollen.

Und so bleibt man mit der Frage zurück:

Was will ich denn eigentlich?

Was willst du?

Hast du nichts Besseres zu tun, als dich über die Divergenz zu definieren?

Wenn für dich richtig und falsch existieren – wie sehen deine Begründungen aus?

Halten sie jeder Kritik stand?

Oder ist es am Ende nur ein ewiges Spiel aus Perspektiven, während ich längst weit weg am Strand liege und den Wellen zuhöre?

Doch jammert es wieder, das schlecht gefütterte, gute Gewissen.

Irgendwo im Hinterstübchen meines Verstandes hallt eine Stimme, ein Satz von Hader, wie ein Echo aus einer anderen Zeit:

„Die Meran san nie do.“

Auf der anderen Seite flüstert der Teufel verführerisch:

„Willste nen Tirolerhut?“

Und aus dem Nichts, aus den Tiefen des Waldes, tönt es plötzlich wie eine göttliche Offenbarung:

„GURKENSALAT!!!“

Aber gut. Kehren wir zurück zum Ernst der Dinge.

Den Ernst im Leben darf man – nein, darf frau/mann – wirklich nicht vergessen.

Und eine Meinung sollte man haben.

Falls sie einem nicht beigebracht wurde, dann sollte man sich wenigstens an der des Lehrers laben.

Es wird wohl einen Grund geben, warum die drei Könige mit ihren Gaben kamen.

Oder etwa nicht?

„Is’ mir egal“, dröhnt der von Schlaf verschonte Kopf, irgendwo zwischen Trotz und Resignation.

„Besinn dich“, murmelt der immer verleugnete Pfarrer in mir.

„Okay, weiter im Text. Wo waren wir? Hänsel und Gretel standen im Garten – ganz still und stumm.“

Und dann ...

„Na, alles fit im Schritt?“

„Du Deppert.“

Och nö, Hader, ich wollte doch einen ernsten Text schreiben.

Ein leises, resigniertes Seufzen.

„Korrekt krass – wie übersetzt man das ins Hochdeutsch?“

Ich schweife ab.

Mein Kopf ist wieder in einer dieser endlosen, gesellschaftstheoretischen Vorlesungen gelandet.

Thema heute: Enddarm vs. Edammer.

Und während sich draußen die Welt weiterdreht, fallen mir langsam die Augen zu.

WACH BLEIBEN!

Gehirnjogging ist auch gut für unter-40-jährige!

Sudoku hat nichts mit Mathematik zu tun!

Das ewige Mantra des bei seinen Eltern noch mit Mitte 30 wohnenden Konterrevolutionärs am Kreuzworträtselmarathonfrühstückstisch setzt ungeahnte Kräfte frei.

Ein halb geöffnetes Auge erblickt wieder den angefangenen Text, dessen Worte wie ein Echo im Kopf widerhallen.

Arroganz und Ignoranz sind keine Meinungen, sondern nur Machtinstrumente zur Ausgrenzung und Unterdrückung.

Vor allem Ignoranz ist in den seltensten Fällen legitim. In den meisten Fällen geht es dabei aber um Intimzonen. Zum Beispiel auf dem Klo.

Die Geschichte zeigt, dass Ignoranz oft erst die schlimmsten Verbrechen möglich gemacht hat.

Wer wegschaut, macht sich nicht nur mitschuldig, sondern wird Teil der Tat.

Harry Graf Kessler sagte einmal:

"Es ist die Herrschaft des kleinen Mittelstandes, die Diktatur des Ungeistes. Der Geist, der Intellektuelle, Künstler, Schriftsteller gilt nichts mehr, ist ganz bedeutungslos geworden. Das sei aber gerade, was der Spießer sich immer gewünscht habe, was ihm als der Idealzustand erscheine."

Und dann, mitten im Gedankenstrom, schleicht sich ein Bild ein:

"Übersetz mal bitte 'Du Opfer' ins Hochdeutsch, Serdar."

Kommt Ihnen das nicht auch verdammt bekannt vor?

Farin Urlaub bringt es auf den Punkt:

"Solange es Leute gibt, die nichts können, nichts wissen und nichts geleistet haben, wird es auch Rassismus geben. Denn auch diese Leute wollen sich gut fühlen und auf irgendetwas stolz sein. Also suchen sie sich jemanden aus, der anders ist als sie, und halten sich für besser."

Und da ist sie wieder, diese gedankliche Schleife, dieser ewige Selbstbestätigungstourismus.

Projektionsflächen und Ablenkungsdebatten, perfekt konstruiert, um von den eigenen Schattenseiten der eigenen Seele abzulenken – sofern man überhaupt eine hat.

Denn wenn eine Konfrontation naht oder auch nur der Hauch einer Gedankenspur das scheinbar nicht vorhandene Gewissen berührt, steigt unterdrückte Unruhe empor.

Dem Schatten eine Freundesschulter hinreichen, wohl wissend, dass, wenn der Bogen überspannt wird, er einen ebenso genüsslich verschlingen könnte.

Und während man um das eigene Selbstverständnis ringt, keimt eine Frage auf:

"Warum wählen diese Wesen ihre Metzger immer selbst?"

Die Worte klingen in den eigenen Ohren wie hohle Phrasen.

Was ist, wenn Hiob sich umdreht und auf die spuckt, die auf ihn gespuckt haben?

Wenn alles egal ist – ist dann auch das eigene Dasein egal?

Der Horizont hat noch nicht einmal die eigenen Nasenflügel erreicht, und doch glaubt der sich um den Verstand Lachende, je einen Löffel zum Verzehr der Weisheit besessen zu haben.

Und was mache ich?

Die Mühe, die man aufbringt, um etwas weiterzugeben, das weder gekauft noch verkauft werden kann, erscheint wie Hohn in den verzerrten Fratzen des Selbstmitleids.

Kann ich das sagen?

Und dann blicke ich in den Spiegel – und sehe doch nur meine eigene Fratze.

Entstellt durch das ständig greifbare Pathos, den ich so oft nutze, dass er mir zur zweiten Haut geworden ist.

Zu viel des Guten und doch so Schlechten.

Selbstverliebtes Radebrechen.

Meine Worte.

Mein Seelenstein. Mein Seelenstein. Mein Seelenstein.

Ich beweine nur mich selbst.

Mein.

Dein.

Sein.

Ein Heiligenschein.

So erschauere ich vor mir selbst.

Wie es in mich fällt, sich an mir labt und mich zu etwas formt, das selbst mir fremd ist, etwas, das selbst ich nicht mag.

Dann verliere ich jede Orientierung.

Oben oder unten – wo war das noch gleich?

Was ich getan habe oder nicht – wenn so viele es behaupten, warum erinnere ich mich nicht?

Der Bauch krümmt sich, als würde er die Wahrheit schon längst kennen.

Die eigenen Worte, einst als Schutzschild gegen die Dunkelheit gedacht, liegen bleischwer auf meiner Brust und ziehen mich hinab.

Dabei hatte ich mich doch gerade erst losgerissen, hatte die Hilflosigkeit hinter mir lassen wollen, mich ihr gestellt, mich um den Verstand gequält – und doch schließt sich der Kreis wieder.

Wie blind macht mich das alles?

Ich träumte, ich wäre in einem Film.

Es war Weihnachten, und irgendwann tauchte er auf – der Weihnachtsmann.

Er sah mich an und sagte, mit einer Stimme, die so sanft wie unerbittlich klang:

„So, jetzt ist genug, mein Kind. Vom Erwachsen-Sein brauchst du keine Angst zu haben.

Hast du doch selbst oft gesagt: 'Ich glaub, ich spinn.'

Und wenn du das noch lange wiederholst, dann wirst du nicht blind – sondern einfach nur blöd.“

Dann kramte er eine Flasche Grappa hervor, trank den letzten Schluck Espresso – schwarz, nicht geschüttelt, nicht gerührt – und schenkte sich ein kleines Glas ein.

„Prost, Gemeinde. Der Pfarrer säuft auch.“

Und damit klang der Abend aus.

Ruhe kehrte ein.

Und warum man sich gestritten hatte, das wurde – wie so oft – einfach auf unbestimmte Zeit vertagt.

Am Ende war es doch ganz einfach.

Man musste sich nur eingestehen: Irgendwann hatte einer angefangen, sich selbst zu belügen.

Und wer es nun genau war, spielte nach so viel Hin und Her keine Rolle mehr.

Natürlich war immer auch ein Körnchen Wahrheit in all dem Chaos.

Natürlich gab es hier und da Interessen, die sich überlappten, verhakten, ineinandergriffen wie rostige Zahnräder.

Aber wenn es wieder nur um das Ei des Kolumbus ging, dann schloss ich bewusst meine Ohren, summte vor mich hin und begann ein absurdes kleines Lied:

„Lalalala ... dass ich der einzig wahre Heino bin.“

Denn irgendjemand musste es ja sein.

Es sind immer wieder dieselben Ausreden.

Und sie sind auch gar nicht schlimm.

Warum ist es so schwer zuzugeben, dass man manchmal einfach blöd war?

Man versichert sich selbst und anderen, man werde *nie* rauchen – nur um dann mit fast 40 immer noch an der Zigarette zu hängen, als wäre sie ein letzter Halt.

Man schwört sich, man werde immer Wein dem Bier vorziehen – nur um an irgendeinem Tag, in irgendeiner verrauchten Kneipe, ein kaltes Pils zu genießen und sich zu fragen, warum man je etwas anderes behauptet hat.

Oder man diskutiert endlos, ob Kaffee mit oder ohne Milch besser sei – nur um irgendwann zu erkennen, dass es völlig egal ist.

Wie die Sonne scheint – so wird der Tag.

GURKENSALAT!!!

Und den Rest?

Den erzähle ich vielleicht irgendwann, unter vier Augen, in Ruhe.

Oder auch nicht.

Vielleicht an einem anderen Tag.

Denn ein bisschen was muss ja auch noch bleiben privat.

Schaue ich meine eigene Geschichte meiner viel zu lange gedauerten Pubertät an, denke ich manchmal, ich war der allerletzte Primat.

Erneut betrat der Lehrer den Klassenraum, mit dem gleichen selbstsicheren Ausdruck wie immer. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drehte er sich zur Tafel und schrieb mit einer fließenden Bewegung das Thema des heutigen Politikunterrichts an die Tafel:

Regeln für gutes Benehmen

Ich runzelte die Stirn.

Sollte es nicht eigentlich „**ein**“ **gutes Benehmen** heißen?

Während ich darüber nachdachte, driftete mein Blick ab. Mein Gehirn spulte die Erinnerungen an eine Passage ab, die ich vor einiger Zeit gelesen hatte:

„Schulqualität ist aber selbstverständlich mehr als das Messen von Schülerleistungen anhand von Standards. Der Auftrag der schulischen Bildung geht weit über die funktionalen Ansprüche von Bildungsstandards hinaus. Er zielt auf Persönlichkeitsentwicklung und Weltorientierung, die sich aus der Begegnung mit zentralen Gegenständen unserer Kultur ergeben. Schülerinnen und Schüler sollen zu mündigen Bürgerinnen und Bürgern erzogen werden, die verantwortungsvoll, selbstkritisch und konstruktiv ihr berufliches und privates Leben gestalten und am politischen und gesellschaftlichen Leben teilnehmen können.“

Das klang ja alles wunderschön. Fast poetisch.

Aber was machten wir stattdessen?

Wir bekamen Multiple-Choice-Fragen zum Ankreuzen.

Eine der Fragen lautete:

Ein Geschäftspartner kommt ins Büro. Wie begrüßen Sie ihn richtig?

1. Ich begrüße ihn per Handschlag.
2. Als Mann muss ich aufstehen und ihn per Handschlag begrüßen.
3. Das hängt davon ab, wie gut ich den Geschäftspartner kenne.
4. Egal ob Mann oder Frau – Aufstehen und Begrüßung per Hand ist Pflicht.

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück.

Das war also der Weg zur mündigen, selbstkritischen und verantwortungsbewussten Bürgerin oder zum Bürger.

Die nächste Aufgabe:

„Erläutern Sie in mindestens 5–7 Sätzen den Unterschied zwischen Höflichkeit und Freundlichkeit.“

Ich seufzte innerlich.

Na gut, dann eben das.

Aber während ich den Stift in die Hand nahm, konnte ich nicht verhindern, dass meine Gedanken abschweiften – zu all den Situationen, in denen Menschen mit makelloser Höflichkeit grausam sein konnten. Und zu jenen, die ohne große Formalitäten eine aufrichtige Freundlichkeit zeigten.

Es gab doch einen großen Unterschied zwischen den beiden. Und er hatte nichts mit Regelwerken zu tun.

Während ich meine Gedanken zu Papier brachte, wurde mir klar, wie sehr dieses Thema in all seine feinen Verästelungen hineinreichte. Höflichkeit und Freundlichkeit – zwei Begriffe, die so oft als Synonyme verwendet wurden, aber doch in ihrem Wesen kaum unterschiedlicher sein konnten.

Ich begann moderat, als wollte ich mich in den konformen Rahmen fügen:

„Höflichkeit gilt als ein guter kommunikativer Stil, der als Türöffner angesehen wird.“

Doch kaum war der Satz zu Ende gebracht, konnte ich es nicht lassen, meinem inneren Drang nachzugeben.

„Trotzdem sind viele alte Regeln heute überholt. Was höflich ist, wird selten hinterfragt.“

Höflichkeit, dachte ich, wurde oft als Maßstab für gutes Benehmen betrachtet, ohne dass sich viele die Mühe machten, ihre Ursprünge und ihre Funktion kritisch zu hinterfragen.

Der berühmte Knigge, das altherwürdige Buch für „gutes Benehmen“, wurde in seinem Entstehungskontext als Leitfaden für das Verhalten in der damaligen Gesellschaft geschrieben – eine Gesellschaft, die tief in Hierarchien verhaftet war.

Freundlichkeit hingegen, überlegte ich, war weniger eine auf Rang und Ordnung ausgelegte Umgangsform. Wenn sie ehrlich war, kam sie von Herzen, unaufgefordert, aus echter menschlicher Zuneigung.

Früher, so erinnerte ich mich, wurde die Einhaltung von Höflichkeitsregeln sogar mit Zwang durchgesetzt – in Schulen mit Prügelstrafen. Das Missachten vorgegebener Verhaltensnormen galt als Ungehorsam, als Respektlosigkeit gegenüber Autoritäten. Dass man heute nicht mehr geschlagen wurde, wenn man eine Etikette verletzte, wurde als zivilisatorischer Fortschritt angesehen.

Doch was wären wir ohne Humanität?

Höflichkeit war nicht immer human – im Gegenteil, sie hatte oft mit Unterordnung zu tun.

Manch einer würde die Worte „gestelzt“ und „devot“ verwenden.

Es gab zwei Arten der Unterordnung: die berechnende, zielgerichtete und die erzwungene.

Die erzwungene Unterordnung wurde oft mit der strategischen, bewusst eingesetzten Höflichkeit in einen Topf geworfen. Immer mit demselben Sprichwort, das als endgültige Erklärung herhalten musste:

„Wie es in den Wald schallt, so schallt es hinaus.“

Ein Satz, der dazu diente, jede Diskussion über Systemkritik und Machtgefälle sofort im Keim zu ersticken.

Doch Höflichkeit hatte fast nie einen reinen Selbstzweck.

Festhalten konnte man:

- Höflich sein konnte man dazu nutzen, Hemmnisse abzubauen.
- Freundlichkeit zeigte man meist freiwillig.

In einer aufgeklärten Gesellschaft hatte die ursprüngliche Bedeutung der Höflichkeit – als Mittel zur Durchsetzung von Rangordnung und Status – an Gewicht verloren. Heute beschränkte sie sich meist auf offizielle und berufsbezogene Situationen. Ein Instrument, ein Türöffner, weil man etwas vom Gegenüber wollte.

Höflichkeit wurde mit Seriosität verbunden.

Freundlichkeit hingegen mit Vertrautheit.

Höflichkeit war besonders in der „feinen Gesellschaft“ ein Muss – aber wie fein sie wirklich war, stand auf einem ganz anderen Blatt.

Denn oft geschah Höflichkeit aus reiner Erwartungshaltung.

Freundlichkeit hingegen entstand aus echter – oder gespielter – Zuneigung.

In meinem Kopf tauchte plötzlich ein Wortspiel auf:

„Das kannst du kniggen.“

Das Werk von Adolph Freiherr Knigge entstand in einer Zeit, in der eine starke Verehrung von hierarchischen und militärischen Strukturen herrschte. Es war nicht nur ein Buch über gutes Benehmen, sondern auch über Anpassung an eine Gesellschaft, die Konformismus erwartete.

Und was wussten wir heute über Konformismus?

Wir wussten, wohin er führen konnte.

Eine obrigkeitshörige, hierarchische, militärisch geprägte Gesellschaft war anfällig – anfällig für faschistoide, rassistische, schubladendenkende Strukturen, für Klassendenken und soziale Ausgrenzung.

In Elias Canettis Werk „Masse und Macht“ wurde beschrieben, wie ein Mobverhalten entstehen konnte, sich verselbständigte und schließlich den Menschen entwertete.

Wie schnell verwandelte sich Höflichkeit, wenn sie nicht freiwillig war, in ein Instrument der Machtausübung?

Wie oft wurde „höfliches Benehmen“ benutzt, um andere herabzusetzen, zu kontrollieren, zu manipulieren?

War es nicht die perfideste Form der Gewalt, wenn sie hinter einem Lächeln versteckt wurde?

Während Cannetti versuchte, die Dynamik von Massen zu analysieren und die psychologischen Mechanismen hinter dem blinden Gehorsam gegenüber Autoritäten zu entschlüsseln, war ich geneigt, die eher pessimistischen Thesen von Gustave Le Bon und Sigmund Freud zu teilen. Beide argumentierten, dass Massenphänomene oft mit einer Regression des Verstandes einhergingen – ein Konzept, das mich mehr überzeugte als die anthropologische Perspektive Cannettis, der den Menschen als getrieben von archaischen Instinkten betrachtete.

Der grundlegende Unterschied lag für mich darin, dass Cannettis Ansatz den Einzelnen beinahe aus der Verantwortung nahm. Wenn Massenbewegungen ein bloßes anthropologisches Phänomen waren, das sich aus tief verwurzelten Trieben speiste, dann bedeutete das doch, dass es kaum eine Wahl gab. Man wurde von der Masse mitgerissen, egal ob man es wollte oder nicht. Doch Le Bon und Freud sahen das anders: Sie erkannten in der Masse nicht nur einen unkontrollierbaren Strudel, sondern auch eine Gefahr – eine Auflösung des individuellen Urteilsvermögens zugunsten eines kollektiven, oft irrationalen Denkens.

Und genau hier setzte mein eigener Gedankengang an.

Höflichkeit als Mittel zum Zweck

Höflichkeit wurde in vielen Gesellschaften als Zeichen von Kultur und Zivilisation gepriesen, als eine Notwendigkeit für ein geordnetes Zusammenleben. Doch war sie das wirklich? Oder war sie nicht vielmehr ein Mittel, um Zugang zu einem Gesprächspartner zu erhalten – insbesondere, wenn dieser selbst borniert war?

Denn wer höflich war, spielte ein Spiel.

Man gab vor, den anderen zu respektieren, ließ ihn oder sie in dem Glauben, die Kontrolle über das Gespräch oder gar die Situation zu haben. Und in diesem Glauben wog sich der Gegenüber sicher.

Doch genau das war die Gefahr.

Dieses Trauerspiel führte letztlich zur Einschränkung des freien Wortes.

Diejenigen, die sich dem Höflichkeitsdiktat unterwarfen, filterten ihre eigenen Gedanken, zügelten ihre Worte, modifizierten ihre Aussagen – und das oft nicht einmal bewusst.

War das nicht eine Einschränkung der Meinungsfreiheit?

Höflichkeit bedeutete nicht, dass man seine Gedanken nicht aussprach. Doch sie bedeutete, dass man sie so verpackte, dass sie für das Gegenüber angenehmer klangen. Doch was, wenn es gar nicht um Angenehmes ging? Was, wenn die Wahrheit unbequem war?

Dann wurde aus der Höflichkeit eine gedankliche Gleichschaltung.

Der Einzelne wurde gezwungen, seine Werte zu überdenken, nicht weil er von ihnen überzeugt war, sondern weil er sie den Erwartungen einer sozialen Ordnung unterwerfen musste.

Sophia Loren brachte es einst auf den Punkt:

„Im Leben muss man dauernd zwischen Aufrichtigkeit und Höflichkeit wählen.“

Und genau hier lag der Kern des Problems.

Musste man wirklich?

War es wirklich unmöglich, höflich und zugleich aufrichtig zu sein?

Oder war Höflichkeit am Ende nichts weiter als eine raffinierte Form der Lüge?

Dann sollte vorgelesen werden. Es wurde die Frage gestellt:

“Wie viel Sätze habt Ihr und wer will vorlesen?”

“vier”

“zehn”

...

Ich: “Vier Seiten, aber ich glaube ich darf nicht vorlesen.”

“Ja vier Seiten sind zu viel.”

Am Ende wollten aber nur drei Leute vorlesen und die Stunde hatte noch zwanzig Minuten.

“Ok Lino eine Seite.”

...

“Ok das reicht.”

Dann wurde noch ein Ankreuzfragebogen ausgeteilt. Hier wieder eine Frage zur Anschauung:

1. Welche Themen würden Sie zum Smalltalk wählen?

- Politik und Religion
- Familienverhältnisse
- Kultur und Sport

Ich klinke mich raus und lass die anderen machen.

“Politik und Religion”

tosendes Gelächter

“Wer redet heute noch über Politik?”

“... im Politikunterricht”, wollte ich am liebsten anfügen.

Da klingelt es.

Der Moment, in dem sich die Absurdität der Situation endgültig manifestierte, kam mit einem lauten Klingeln – das Signal zur Flucht, das Ende einer Stunde, die sich zwischen pädagogischer Routine und unfreiwilliger Realsatire bewegte. Ich ließ meinen Stift sinken und sah mich um. Einige Schüler lachten noch immer über den Gedanken, dass irgendjemand ernsthaft über Politik und Religion sprechen wollte, während andere bereits damit beschäftigt waren, ihre Sachen zusammenzupacken.

Ich dagegen blieb kurz sitzen, ließ den Moment auf mich wirken.

Ein Politikunterricht, in dem über Politik zu sprechen als absurd galt. Eine Höflichkeitsdiskussion, die jede Tiefe mied. Ein Lehrer, der Regeln für gutes Benehmen an die Tafel schrieb, aber gleichzeitig eine Gesprächskultur förderte, in der jede echte Auseinandersetzung vermieden wurde.

Es war kein Einzelfall.

Es war symptomatisch für eine Gesellschaft, in der man sich nicht mehr traute, echte Themen anzusprechen. Alles musste gefiltert, verdaubar, unverfänglich sein. Smalltalk als einzig akzeptierte Form der Kommunikation.

Ich spürte ein leises Frustrationsgefühl in mir aufsteigen.

Während ich mich erhob und meine Sachen nahm, fiel mein Blick noch einmal auf den Multiple-Choice-Fragebogen.

Welche Themen würden Sie zum Smalltalk wählen?

Ich strich mit dem Stift demonstrativ über die vier Optionen und kritzelte darunter:

„Keines. Ich rede lieber über Dinge, die wirklich zählen.“

Dann stand ich auf und verließ den Raum, während draußen das Leben weiterging, als wäre nichts gewesen.

Letzte Worte: NORMALKONSTANTE

„Was ist (denn schon) normal?“

Dieser Satz wird in ähnlicher oder gleicher Form fast jedem Menschen schon einmal begegnet sein. Gibt es das überhaupt und wie genau muss man bzw. frau formulieren, um sich dem Normalitätsbegriff anzunähern?

Die meisten werden sich einig sein, dass z.B. Atmen eine normale Handlung ist.

Denn Atmen ist eine lebenserhaltende und damit lebensnotwendige Eigenschaft des Menschen und wird somit von fast allen Menschen widerspruchslös als normal akzeptiert.

Es ist also Teil des Gewohnheitsrechtes.

Aber nicht alles, was wir aus Gewohnheit tun, ist an anderen Orten genauso ein Gewohnheitsrecht und wird als normal verkläusult.

In Sardinien gibt es zum Beispiel eine Delikatesse, die in anderen Ländern z.B., als total ekelhaft und „unnormal“ angesehen wird. Casu Marzu ist ein Schafskäse, dem Maden von Fliegen, aus einem verrottendem Schafsmagen beigegeben wird und dadurch auf Joghurt ähnliche Konsistenz verflüssigt wird. Er wird, wenn er echt ist, inklusive lebender Maden gegessen und ist praktisch selber Madenkot.

Was für meinen Vater ein total leckeres und normales Essen ist, ist für mich total unnormal.

Aber es gibt noch andere Beispiele, die die Subjektivität auch bei „gesellschaftlicher Normalität“ verdeutlichen.

Bei manchen indigenen Völkern sind Menschen die Stimmen hören heilig. Man schreibt Ihnen vielleicht eine besondere Verbindung zu den verstorbenen Ahnen zu.

Stelle ich mich in der angeblich so entwickelten Welt hin und sage: „Ich höre Stimmen.“, so kann ich schnell als schizophren und unnormal gelten. Dabei sagt der Satz, erst einmal nur für sich genommen, nur aus, dass ich Stimmen wahrnehme. Ob das eingebildete Stimmen oder reale sind, sagt der Satz für sich selbst genommen nicht aus.

Oder nehmen wir jedwede Religion. Die Beweisbarkeit kann nie gebracht werden, dass ein Gott oder die Götter existieren, aber es werden Unterschiede gemacht, zwischen einem angeblich Schizophrenen, der in seiner angeblichen Psychose an z.B. nicht beweisbare, oder zumindest von anderem nicht wahrgenommenem, angeblich nicht existentem und angeblich imaginärem Freunde glaubt und Gläubige, die an einen angeblich realen Gott glauben, gemacht.

Das eine ist normal, das andere nicht, obwohl beides nicht widerlegt oder bewiesen werden kann.

Man merkt, mit der Normalität wird es in gewissen Dingen, Handlungen und Sichtweisen, ab irgend einem Punkt schwierig sie als allgemein gültig zu definieren.

Trotzdem werden immer mehr Menschen, die angeblich nicht normal sind, sofort mit 'nem Stempel gebrandmarkt, aus der Gesellschaft oft ausgeschlossen und/oder gar eingesperrt.

Die Toleranzgrenzen der Gesellschaft sind manchmal arg dünn.

Am Ende ist Normalität nix anderes als der Konsens bzw. die Mehrheitsmeinung einer Gesellschaft. Je nachdem, wie tolerant diese Gesellschaft ist, umso weiter werden diese Grenzen ausgelegt.

Aber da Normalitätsempfindungen, also die gefühlte Wahrheit über eine angeblich allgemeingültige Normalität, oft Ausschlusskriterium für alle, die nicht in die selbe Schublade passen, ist, bleibt der Normalitätsbegriff auch immer ein Begriff der Macht, Macht über angeblich andersartige Menschen.

Aber der Mensch ist nie nur normal oder unnormale. Der Mensch besteht aus hundert, wenn nicht gar aus unzähligen Facetten. Er ist nie nur die (Fremd-)Diagnose allein.

Ob es dann wirklich DIE eine Normalität gibt, mag ich zu bezweifeln.

Viele nehmen auch an, es gäbe DIE Realität. Wir kennen nun einmal nur die eine, aber jeder nimmt sie anders wahr.

Für den oder die eine/n ist das jeweilige Grün immer anders. Alleine dadurch, dass jeder Farben immer ein bisschen anders wahr nimmt, und wir uns nur auf einen Wellenlängenbereich, aber nicht auf eine exakte Frequenz einigen können, gibt es am Ende auch nicht DIE Realität. Wenn es DIE Realität gäbe, wären wir alle ein und dieselbe Person. Nur so wäre es möglich, dass wir alle immer die gleiche Realität wahrnehmen würden.

Woraus leiten dann Einzelpersonen oder die Gesellschaft ab, wirklich alles, in normal und unnormale einzuteilen.

Seit wann sind wir ein binär denkender Mensch?

Es gibt nicht nur Schwarz oder Weiß.

Es gibt auch Grau und Farben.

Zumindest gibt es Farben in unserer Wahrnehmung.

Warum heißt dieser Text „Normalkonstante“?

Normalität ist nie konstant, sie wird von der Mehrheit immer wieder neu definiert und umdefiniert.

Aus diesem Grund sage ich ganz beruhigt: „Ich lasse mich ungern auf eine Normalkonstante reduzieren.“, denn gerade das, wäre in meinem Logikkreis, gerade nicht normal.

Trotzdem ist klar, dass man sich in einer Gesellschaft auf gewisse gemeinsame Begrifflichkeiten verständigen muss, allein der Verständigung wegen.

Trotzdem hat ein blinder Gehorsam, oder gar eine Anpassungssucht, immer mal wieder in der Menschheitsgeschichte Auswüchse angenommen, die ich als „unnormaler“ Mensch, als nicht gerade gesund betrachten würde.

In diesem Sinne, habt Mut anders zu sein.

... denn sonst ist die Welt nur schwarz oder weiß und höchstens ab und zu mal grau, aber sehr selten bunt.

Leben ist das mit der Freude und den Farben, nicht das mit dem Ärger und dem Grau!

Anmerkung des Autors zum Lesealter und Buchintention:

Dieses Buch ist auf Grund seiner drastischen Darstellungen, um einer Realität Farbe zu geben, nicht für Kinder geeignet.

Frühestens ab der neunten Klasse, aber nur mit professioneller Begleitung ist dieses Buch zu empfehlen.

Da die Vorkommnisse bei dem Hauptprotagonisten, aber maßgeblich in der späteren Pubertät anfangen, kann es auch als Warnung und Wegweiser, mit Hilfe Therapeutischer Begleitung auch in der Jugendpsychiatrie, für Menschen im adoleszenten Alter, eingesetzt werden, sofern sie einordnend von geschultem Personal begleitet werden.

Projekte wie Ver-Rückt-Na-Und, die antistigmatisierend sind, für das Thema Mobbing sensibilisieren sollen und Drogenprävention betreiben, mit professioneller Begleitung, sei dieses Buch aber ausdrücklich empfohlen.

Es gibt genug Jugendliche älteren Alters, die vielleicht nicht ganz so extreme Erfahrungen gemacht haben oder machen, aber für die dieses Buch ein Weckruf sein könnte, eben nicht diesem Weg zu folgen, und ihnen den möglichen Verlauf solch eines Weges rechtzeitig zu skizzieren, um sie genau vor so einem Weg zu bewahren.

Eine fachgerechte professionelle Einordnung und Moderation werden aber von Nöten sein.

Gerne kann das auch wie bei dem Projekt Ver-Rückt-Na-Und mit zusätzlicher Begleitung ehemaliger echter Psychiatriepatient*innen geschehen.

Es soll vor allem den Blick schärfen, dafür, dass man schneller, als manch eine Person in dem Alter denken würde, in solche Wege abrutschen kann und deshalb auch Verständnis fördern, für Menschen, Mitschüler*innen, Eltern, Angehörige von Menschen, die eben nicht Krisenfrei durch das Leben gehen.

Das Buch ist deshalb so schonungslos geschrieben, um die erzählten Probleme greifbarer zu machen und ihnen Farbe zu verleihen.

Dieses Buch soll mitnichten eine Anleitung sein, dies dem Hauptprotagonisten gleich zu tun. Das Gegenteil ist der Fall. Es soll vor den „Fettnäpfchen“ im Leben, in die man schneller, als manch einer denkt, hineinstolpern kann, abschreckende Warnung sein.

Außerdem, auch wenn es sehr lange Strecken, destruktives und selbstdestruktives Handeln beschreibt, vor allem durch die Worte am Ende, wichtige Argumente FÜR das Leben liefern und dabei durch den vorrangegangenen Unterbau, sich nicht nur auf platitudenhaft dahingeworfene Worte beschränken.

Dieses Buch soll mehr als nur ein „TSCHAKA du schaffst das“ sein. Denn da schwingt immer das Wort „irgendwie“ nach.

Wenn es wenigstens die Frage nach dem „irgendwie“ aufwirft, dem „woher nehme ich die Kraft“, „quo vadis“, „wieso“, „weshalb“ und „warum“, ist nämlich der erste Schritt eines möglichen Verständnisses erreicht.

Der gesamten Komplexität kann man ohne mindestens ein halbes bis ganzes Studium, von Psychologie und Soziologie, nicht gerecht werden.

Deshalb ist bei Minderjährigen und Menschen, die von diesen Themen getriggert werden könnten, ohne einordnende Begleitung, das Lesen dieses Buches von abzuraten.

Das Buch ist deshalb als Einstiegslektüre in die Thematik zu verstehen, für Menschen die mit genug innerer Distanz, sich dem scheinbar Unmöglichen nähern wollen.

Die Fragen, die das Buch aufwerfen, sind ein richtiger Anfang, aber bei weitem nicht das Ende, wenn man es aufdröseln, von vielen kleinen Debatten mit verwandten Ursprüngen.

Es soll ausnahmsweise ehrlich, das Finden echter Probleme ermöglichen.

Wirkliche abschließende Antworten, kann jeder nur individuell am Ende für sich selber treffen.

Deshalb, auch wenn es Antworten enthält, die der Autor für zu wichtig hält, um sie nur hinter vorgehaltener Hand zu flüstern, ist dieses Buch in vielen Bereichen ohne absolute Wahrheiten, auch wenn es dafür plädiert, trotz möglicher unsäglicher Erlebnisse, sich zumindest auf die Basis zu einigen ...

Nein zum Tod!

Ja zum Leben!

Wenn dieses Buch wenigstens ein Leben rettet, dann war das viel mehr als ein schweigendes verschämtes Nichts.

Wenn nur ein Mensch nach dem Lesen deutlicher oder endlich JA zum Leben sagt, hat der Autor sein Ziel erreicht.

Passen Sie auf sich und Ihre liebsten Menschen auf!

... und sagen Sie JA zum Leben und NEIN zum Tod. 😊

Schlusswort: Erinnern heißt Verantwortung übernehmen

Meine Oma, Margarete Herrmann, erzählte mir im Zuge der Recherchen für die Stolperstein-Initiative eine Geschichte, die nicht vergessen werden darf. In der Schäfergasse – wo sie und ich unsere ersten Lebensjahre verbracht haben – lebte ein jüdischer Nachbar Karl Linz, der sich eines Tages mitten auf die Straße stellte und laut rief:

„Himmler und Hitler sind die allergrößten Arschgeigen!“

Für diesen Satz holten sie ihn ab. Er wurde deportiert.

Diese Geschichte zeigt auf bedrückende Weise, dass es in der Geschichte viel zu oft die laueren Stimmen waren, die verstummt wurden, während die Mehrheit schwieg – oder sich irrte. Menschen wie dieser Nachbar meiner Oma geraten viel zu schnell in Vergessenheit.

Dieses Buch ist deshalb ein Plädoyer dafür, nicht wegzuschauen.

Es ist ein Aufruf zur Verantwortung – für sich selbst und für seine Mitmenschen.

Denn wer schweigt, lässt zu.

Und wer hinsieht, trägt dazu bei, dass sich Geschichte nicht wiederholt.

Karl und Melanie Linz waren Kinder von Moses und Mathilde Linz. Moses Linz war Rüsselsheims erster Opel-Händler. Er starb 1935 und liegt auf dem Rüsselsheimer Waldfriedhof begraben. Am 21.5.1938 starb seine Frau Mathilde Linz, geb. Wimpfheimer.

Aufgrund der kreisweiten Judenverfolgungen zogen auch die jüdischen Familien Rüsselsheims enger zusammen. Es war das Haus in der Schäfergasse 20, das einen letzten Unterschlupf gewährte.

Auch die Geschwister Karl und Melanie Linz wurden hier einquartiert, nachdem sie ihr Elternhaus in der Mainstr.13 hatten verkaufen müssen.

Karl Linz wurde 1942 deportiert und starb in Polen.

1942 deportiert, im polnischen KZ Ghetto Izbica ermordet

<http://www.stolpersteine-ruesselsheim.de/seiten/LinzKarl.php>

Interview Margarete Herrmann:

<https://youtu.be/p4ZAJlrzRQ0?feature=shared&t=68>

